

MAGAZIN

Heinrich Heine
HEINRICH HEINE
UNIVERSITÄT
DÜSSELDORF

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 2·2004

**Samuel Beckett und
die deutsche Kultur**

Heinrich Heine



*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

„Kurz und gut: ein dickes Lob!“, so das Fazit von NRW-Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft beim Besuch des Düsseldorfer Universitätsklinikums. Die Politikerin informierte sich vor Ort und führte zahlreiche Gespräche. Natürlich auch mit Prof. Dr. Jörg Tarnow. Seit Jahresbeginn ist der Anästhesiologe Ärztlicher Direktor; ein „ausgewiesener Kliniker mit ausgezeichneter Forschervita“, so Rektor Labisch. In diesem MAGAZIN gibt es einen ausführlichen Beitrag über die künftigen Aufgaben, Schwerpunkte und Veränderungen im Universitätsklinikum.

Andere hohen Gäste aus der Politik besuchten im Frühjahr ebenfalls die Heinrich-Heine-Universität, darunter keine geringeren als Bundespräsident Johannes Rau und NRW-Ministerpräsident Peer Steinbrück. Anlass: Paul Spiegel, Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, bekam in einem Festakt von der Philosophischen Fakultät die Ehrendoktorwürde verliehen.

Titelthema ist diesmal ein so gut wie unbekanntes Kapitel der Literaturgeschichte: Samuel Beckett und die deutsche Kultur. Hierüber gab es ein bemerkenswertes Symposium in der Universität, ein Buch wird die Ergebnisse dokumentieren. Was hat der skurrile Bayernkautz Karl Valentin mit dem irischen Absurd-Hohepriester Samuel Beckett zu tun?

Und natürlich gibt es Neues aus den Fakultäten. Bei den Juristen entstand eine Doktorarbeit, die in der Zeit ihrer er-

sten Konzeption eher als „Orchideenthema“ galt. Nach dem 11. September und den Folgen bekam sie dann plötzlich eine vorher unvermutete Aktualität. Können Militärgerichte ein faires Strafgerichtsverfahren gegen Zivilisten durchführen?

In der Medizin berichten wir über gleich zwei neue Behandlungsverfahren. Zum einen geht es um eine Operationsmethode bei Kindern, zum anderen um eine viel versprechende Therapie bei der Parkinson-Erkrankung. Zum Einsatz kommen Rippen aus Titan, zum Einsatz kommt eine Video-Kamera.

Wahre Fußball-Fans, - mit welchen Medien frönen sie ihrem Hobby? Fernsehen? Radio? Fachgazetten? Eine Studie der Medienwissenschaftler untersuchte, was die Fans wirklich lieben. An der Philosophischen Fakultät wird aber nicht nur der Kicker-Konsum erforscht. Ein Projekt der Politikwissenschaftler beschäftigt sich mit einem uralten gesellschaftlichen Grundübel: der Korruption. Gibt es tatsächlich nur verdammenswerte „schlechte Korruption“?

Aus der Naturwissenschaftlichen Fakultät berichten wir über Polymerforschung. Was hat eine Mikrowelle im Labor zu suchen?

Und dann haben wir noch eine neue Rubrik: Ein offenes Ideenforum soll das „Internationale“ noch spannender machen.

Zur Diskussion anregen will auch das „Hochschulkonzept 2010“ praktischerweise zum Heraustrennen in der Heftmitte: Grundlage einer Leitbilddiskussion.

Ich hoffe, Sie mit diesem ersten MAGAZIN im neuen Semester wieder ein wenig neugierig auf Themen aus der Universität gemacht zu haben.

*Der
Rolf Lückendoll.*



Er liebte die Reeperbahn, deutsches Bier, deutsche Expressionisten, seine Cousine in Kassel und Karl Valentins skurrilen bayerischen Humor. Aber: Die Kombination Samuel Beckett und Deutschland ist immer noch so gut wie unbekannt. Bei der Tagung „Beckett and German Culture“ in Düsseldorf wurde erstmals eine Bestandsaufnahme versucht.

Lesen Sie weiter auf Seite 10

Aktuell

„Am richtigen Ort zur richtigen Zeit“	4
„Kurz und gut: ein dickes Lob!“	5
Enge Verzahnung zwischen Universität und Klinikum	6
Wissenschaftler der HHU beziehen Stellung	8
Rückgang der Studierendenzahlen	9
Dr. Zilkens Datenschutzbeauftragter	9

Titel

Arish Stew, Kohlroulade und Ticket for Opernball	10
--	----

Campus

„Wir haben einen Luxus - wir bringen Zeit mit“	14
Schlemmerkost auch am Krankenbett	15
Neuer Hochleistungsrechner	16
Spendenaktion ULB	16
„Die Studierenden sehen oft den Bedarf nicht“	18

Internationales: Forum

Anbiedern an das angelsächsische System?	19
„Eiserne Vorhänge“ in den Köpfen	21
„English is not enough...“	22

Jura

Faire Verfahren von Richtern in Uniform?	23
Prof. Schlehofer neuer Dekan	24
Unterschiedliche Ansätze in den Rechtssystemen	29

Hochschulkonzept 2010

Die Diskussion ist eröffnet:	
Leitbild und strategische Ziele	I-IV

Medizinische Fakultät

Full Service und à la carte	30
Macht uns die Umwelt früher alt?	31
Studie zur Behandlung von Alkoholkrankheit	32
Schrittmacher für Thorax und Wirbelsäule	33
Die Kamera zuhause, der Arzt in der Klinik	34
Telefonservice „Krebsbehandlung“	35
Leistungsbilanz LIONS-Hornhautbank	35

Philosophische Fakultät

Können wir unsere Muttersprache verlieren?	36
Aus interdisziplinärer Forschung entsteht eine neue Zeitschrift	37
An einem ganz normalen Spieltag...	38
So uralt wie die menschliche Zivilisation	40
Jiddisch-Symposium im Herbst	42

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Business School: „geradezu traumhaft“	43
---------------------------------------	----



Sie war das Schmiermittel, mit dem Konrad Adenauer Bonn statt Frankfurt zur Hauptstadt machte, Franz-Joseph Strauß der Bundeswehr den Starfighter und den Schützenpanzer HS 30 aufzwang. Die Ministerpräsidenten Lothar Späth, Max Streibl und Gerhard Glogowski traten wegen ihr zurück: Korruption. Aber ist sie immer nur verwerflich? „Schindlers Liste“ (Foto aus dem gleichnamigen Film von Steven Spielberg) war das Ergebnis gezielter Korruption. Lesen Sie weiter auf Seite 40

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

„Phosphor? - Hilft immer!“	44
----------------------------	----

Personalia

Ehrensatorin Dr. Esther Betz wurde 80	45
Em. Professor Loogen wurde 85	45
Ehrensator Dr. Glatzel verstorben	46
Jan-Wellem-Ring für Altrector Kaiser	46
Dr. Jansen ausgezeichnet	47
Hadding-Forschungspreis	47
Wieder Hort-Stipendien vergeben	48
Berliner Institut nach Prof. Ruska benannt	49
Akademie der Wissenschaften:	
Prof. Dr. Häussinger neues Mitglied	49

HHU-Intern

25-jähriges Dienstjubiläum	49
40-jähriges Dienstjubiläum	49
Apl. Professur	49
Forschungssemester 2004/05	49
Preise	50
Dr. Günter-Wille-Preis	50
Düsseldorf Entrepreneurs Foundation	50
Todesfälle	50
Impressum	50
Im Fragebogen: Prof. Dr. Guido Förster	51



Der Dekan der Philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Bernd Witte, überreichte Paul Spiegel die Urkunde am 11. Februar. Fotos: Andreas Bretz

„Am richtigen Ort zur richtigen Zeit“

Verleihung der Ehrendoktorwürde an Paul Spiegel

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Sagen Sie jetzt nicht, das wäre doch nicht nötig gewesen - es war sehr wohl nötig!“, ermahnte Johannes Rau Paul Spiegel bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät. Der Bundespräsident, selbst Träger dieser hohen Auszeichnung, hielt die Laudatio. Musikalisch gestaltet wurde die Feier durch Overtüre und Finale eines Klaviertrios des Universitätsorchesters und das musikalische Intermezzo der Sopranistin Natalia Kovalova.



Dekan Prof. Dr. Bernd Witte gratulierte dem neuen Ehrendoktor und wies ihn auch auf die Erwartungen der Philosophischen Fakultät hin: „Wir sprechen Ihnen heute das Recht zu und nehmen Sie ein wenig auch in die

Pflicht, unter uns das Wort zu ergreifen.“ In seiner Begrüßungsrede hielt er einen Rückblick auf die Geschichte der deutschen Universitäten und analysierte ihr meist schwieriges Verhältnis zu den jüdischen Intellektuellen: „Die Berliner Universität, durch Wilhelm von Humboldt maßgeblich geprägt und Hegel zu ihren wichtigsten akademischen Lehrern zählend, ließ in ihren Anfängen weder Juden als Professoren zu noch nahm sie, im Banne der Kanonisierung des klassischen Altertums stehend, die für unser kulturelles Selbstverständnis ebenso wichtigen Traditionen des Judentums unter ihre Lehr- und Forschungsgegenstände auf. Heinrich Heine, der Namensgeber unserer Universität, der sich vom Sommersemester 1821 bis zum Sommersemester 1823 in Berlin immatrikuliert

hatte, war sich dieser Ausschließung schmerzhaft bewusst.“

„Ein Dr. h.c. ist Elite per definitionem“, begrüßte Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch Paul Spiegel und nahm ihn so in die Reihen der Universität auf. Labisch machte deutlich, dass die Rahmenbedingungen an den deutschen Universitäten stimmen müssten, damit sich Elite entwickeln könne.

Respekt vor und Sympathie mit dem Menschen Paul Spiegel bekundete Ministerpräsident Peer Steinbrück in seinem Grußwort. „Ich habe Sie kennen gelernt als einen Menschen, der die Diskussion sucht, der etwas zu sagen hat und der zuhören kann“, so der Ministerpräsident und dankte auch der Philosophischen Fakultät, die so die Geisteswissenschaften wieder einmal in den Blickpunkt gerückt und die altherwürdige Tradition belebt habe.

Lob für die Philosophische Fakultät äußerte auch Bundespräsident Rau in seiner Laudatio: „Diese Universität ehrt sich, indem sie Sie ehrt.“ Hier werde ein Mann ausgezeichnet, „der eine unverwechselbare Stimme hat, die sich nachdenklich und kritisch in der Welt meldet und die Konventionen in Frage stellt. Unsere Zeit braucht kritische Stimmen“, so Rau und fuhr fort: „Ich habe Respekt vor jemandem, der sich entschieden hat für ein Leben unter uns, mit uns und für uns.“

Dr. h.c. Paul Spiegel zeigte sich bei der Übergabe der Urkunde und bei seinem Dank erfreut und berührt und stellte heraus, dass er die Ehrendoktorwürde nicht nur als persönliche Auszeichnung, sondern auch als Ehre für den Zentralrat der Juden in Deutschland begreife. Behutsam und zielstrebig müsse man das reiche gemeinsame Erbe pflegen und die Geschichte nicht als Belastung, sondern als Herausforderung begreifen. Trocken stellte er aber auch fest: „Mit der Verleihung haben Sie mir einige Mühe erspart.“

Altrector Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser betonte, dass die Heinrich-Heine-Universität mit der Würdigung stellvertretend für die akademische Welt in Deutschland gehandelt habe und befand: „Es ist heute das Richtige am richtigen Ort zur richtigen Zeit geschehen.“

„Kurz und gut: ein dickes Lob!“

Wissenschaftsministerin besuchte das Universitätsklinikum

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

NRW-Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft besuchte am Freitag, den 13. Februar, das Klinikum der Heinrich-Heine-Universität (UKD). Sie informierte sich über die wirtschaftliche Lage, die Patientenpflege sowie die Entwicklungsperspektiven des Klinikums der Medizinischen Fakultät und besichtigte einige Forschungseinrichtungen.

Als Gastgeschenk hatte die Ministerin die endgültige Zusage für den Neubau des Operativen Zentrums II mitgebracht. Noch in diesem Jahr soll mit dem rund 100 Millionen teuren Bau begonnen werden, in dem Augen-, HNO- und Hautklinik untergebracht werden. Daneben soll auch die Zentrale Notaufnahme in dem Neubau, der 2007 fertig gestellt werden soll, angesiedelt werden.

sei deutlich erkennbar, nun müssten nicht nur „gute Leute berufen, sondern auch die Nachwuchsförderung gestärkt werden.“ Ausdrücklich lobte die Ministerin auch die enge Verknüpfung zwischen Universität und Klinikum.

Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch zeigte sich zufrieden, dass mit dem neuen Ärztlichen Direktor Prof. Dr. Jörg Tarnow „ein ausgewiesener Kliniker mit ausgezeichneter Forschervita“ das Amt übernommen habe. Dieser nannte als Arbeitsprogramm für seine erste Amtszeit eine verstärkte Schwerpunktbildung, die Verbesserung des Services für die Patienten und die der Mitarbeiterzufriedenheit.

Der Kaufmännische Direktor Roland Grabiak wies darauf hin, dass das UKD seit seiner Überführung in eine Anstalt des öffentlichen Rechts schwarze Zahlen schreibe und erklärte, man wolle wei-



Der Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Wolfgang H. M. Raab, Ministerin Hannelore Kraft und Prof. Dr. Jörg Tarnow, Ärztlicher Direktor (v.l.)

Foto: Paul Esser

Hannelore Kraft stellte dabei fest, dass u. a. durch die Reformen im Gesundheitswesen, die die Kliniken vor neue Herausforderungen stellten, dringender Reformbedarf bestehe und forderte einen „Masterplan Medizin“. Sie lobte dabei die klare Planung des UKD und betonte, „dass hier die Visionen auch mit Zahlen untermauert werden konnten.“ Der Wille, ganz an die Spitze zu kommen,

ter wachsen, um eine wirtschaftlich stabile Grundlage zu schaffen. Dann, so stellte er in Aussicht, könne man auch über einen Eigenbeitrag des Klinikums für Forschung und Lehre nachdenken.

Insgesamt zeigten sich sowohl die Ministerin als auch die Führungsspitze von Heinrich-Heine-Universität und UKD nach dem Besuch sehr zufrieden. „Kurz und gut: ein dickes Lob!“, so Kraft.

Enge Verzahnung zwischen Universität und Klinikum

Das Universitätsklinikum hat einen neuen Ärztlichen Direktor

VON ROLF WILLHARDT

Seit dem 1. Januar 2004 ist der Anästhesiologe Prof. Dr. Jörg Tarnow zunächst für drei Jahre Ärztlicher Direktor des Düsseldorfer Universitätsklinikums. Ein weitläufiger Komplex der medizinischen Maximalversorgung mit fast 5.800 Mitarbeitern und einem Gesamtetat von rund 230 Millionen Euro für die Krankenversorgung: Wo liegen die Schwerpunkte der kommenden Jahre, was sind die strategischen Konzepte in medizinischer, organisatorischer, wirtschaftlicher und baulicher Hinsicht?

Das Jahr 2004 bedeutet für uns eine große Herausforderung, nicht zuletzt durch die Einführung eines diagnosebezogenen Fallpauschalensystems, den so genannten DRG, den Diagnosis Related Groups.“ Prof. Tarnow lässt keinen Zweifel an der Umbruchsituation, „einer Kumulation von Ereignissen“. Früher galt die Regel: Je länger der Patient liegt, desto besser für die Klinik, denn je mehr Geld bekommt sie. Nun ist eine lange Verweildauer wegen der diagnosebezogenen Abrechnung eher schädlich. Offene Fragen sind z. B.: Welche medizinischen Leistungen sind besonders ertragreich, welche besonders ertragschwach in den insgesamt 824 DRG? Wo kann man sich möglicherweise spezialisieren?

Dann das Straßburger Urteil zum Arbeitszeitgesetz: Seit Jahresbeginn zählt der Bereitschaftsdienst als Arbeitszeit. Folge: Es muss mehr Personal eingestellt werden.

Die nächste Herausforderung: Ab Oktober wird es keine AIPs (Arzt im Praktikum) mehr geben, was sich auf die Kosten auswirkt, denn die jungen Mediziner müssen dann wie Vollassistenten bezahlt werden.

Außerdem stehen Tarifsteigerungen an. Schließlich gibt es einen Pauschalabzug vom Budget für die Krankenhäuser.

Mit diesem Geld soll die Integrierte Versorgung, verschiedene Leistungssektoren übergreifend, also die Verzahnung zwischen dem stationären und ambulanten Sektor, finanziert werden.

Erfordert dies alles nicht nur medizinisches, sondern auch kaufmännisches Wissen, den „Medizinmanager“? „Zweifelloos ja“, so Tarnow, „der ist jetzt mehr denn je gefragt.“ Was sind die Konsequenzen dieser Neuerungen im Gesundheitssystem? „Zum Beispiel in der operativen Medizin eine Verkürzung der Diagnosephase, denn jeder Tag kostet. Wir müssen die Wartezeiten und die Verweildauer verringern, alle Prozessabläufe optimieren und z. B. ein straffes OP-Management organisieren. Deshalb beabsichtigt der Vorstand, einen OP-Manager einzustellen. Der Operationssaal ist die teuerste Ressource eines Krankenhauses mit einem besonders hohen Personalkostenanteil! Wir werden einen Schichtdienst einführen und die OPs länger nutzen müssen. Wir benötigen dringend eine größere Flexibilisierung der Arbeitszeit.“

Der neue Ärztliche Direktor spricht sich mit Vehemenz für eine Erlössicherung aus, um Mehrkosten aufzufangen. „Wir werden uns darauf konzentrieren, durch eine lückenlose Dokumentation aller Diagnosen, Nebendiagnosen und medizinischen Leistungen ein negatives operatives Ergebnis zu vermeiden. Deshalb hat schon mein Amtvorgänger, Professor Rolf Ackermann, einen DRG-Lenkungsausschuss ins Leben gerufen.“

„Wir wollen außerdem unsere unternehmerischen Möglichkeiten nutzen, das heißt, neue Geschäftsfelder erschließen, etwa durch Dienstleistungen für andere Krankenhäuser im Laborbereich, bei Röntgenleistungen, in der Apotheke oder in der Pathologie. Möglich wäre auch eine Fusion mit kleineren Häusern, vielleicht sogar Übernahmen.“

Ein weiteres Stichwort: die „interne

Budgetierung“, also die Verrechnung von Leistungen, die eine Institution für eine andere erbringt. Tarnow: „Wir müssen uns in diesem Kontext dann z. B. häufiger die Frage stellen: Benötigt ein Patient das gesamte diagnostische Spektrum? Sind wirklich noch Zusatzuntersuchungen erforderlich? Also: Überflüssige Leistungen vermeiden, selbstverständlich ohne dass die Behandlungsqualität darunter leidet. Es geht um die wirtschaftlichste Nutzung unserer Ressourcen.“

Tarnow plädiert für ein intensives Qualitätsmanagement, „denn es wird ein Benchmarking mit anderen Universitätskliniken geben.“

Ein wichtiger Schwerpunkt der kommenden Jahre ist für das Klinikum sicher die Bauplanung, die derzeit im Rahmen eines Masterplans erstellt wird. Die Vorbereitungen für den Baubeginn des Operativen Zentrums II laufen bereits auf Hochtouren. Die operativen Kliniken werden räumlich eng zusammenrücken und es entsteht eine zentrale Notfallaufnahme. All dies dient einer effektiveren Nutzung von Personal, Zeit und finanziellen Mitteln sowie einem besseren Service für die Patienten.

Die Verkürzung der Krankenhausverweildauer stationärer Patienten ist ein weiteres Ziel des Universitätsklinikums für die Zukunft. Früher betrug sie 14 Tage, jetzt sieben, im europäischen Durchschnitt ist sie auf fünf Tage gesunken, „in diese Richtung müssen wir auch in Düsseldorf gehen“, so Tarnow. Der Trend bewegt sich außerdem eindeutig zu mehr ambulanter Medizin. Hierdurch sind dann weniger Betten – bislang knapp 1.400 – notwendig und kostenintensive Stationen können geschlossen bzw. für andere Funktionen genutzt werden.

Ein wesentlicher Aspekt, der bei allen Planungen berücksichtigt werden muss, ist die demographische Entwicklung. Nahezu ein Drittel der stationär liegenden

Patienten ist älter als 65 Jahre, Tendenz steigend. Die Folgen äußern sich dramatisch in der Zunahme von Herz-Kreislauf-Erkrankungen, degenerativen (u. a. des Gehirns) und Tumorerkrankungen sowie Diabetes.

Diese Entwicklung hat unmittelbare Konsequenzen für die strategische Ausrichtung des Klinikums. Prof. Tarnow: „Wir haben bereits verschiedene Schwerpunkte, die dieser demographischen Entwicklung Rechnung tragen, und die werden wir stärken. Zum Beispiel den Schwerpunkt ‚kardiovaskuläre Erkrankungen‘ mit dem Sonderforschungsbe- reich 602. Oder den Schwerpunkt ‚Neurowissenschaften‘, wo es u. a. um Erkrankungen des Nervensystems, wie etwa Morbus Alzheimer und Demenz, geht. Mit dem Forschungszentrum Jülich ist hier ein Sonderforschungsbereich geplant. Ein weiterer SFB ist in Vorbereitung, der zu einem neuen Schwerpunkt ‚Altersbiologie und Altersmedizin‘ gehören wird.“

Ebenfalls gestärkt werden sollen: die Umweltmedizin (SFB 503), der Schwerpunkt Tumorerkrankungen (wo ebenfalls ein SFB geplant ist), die Hepatologie (SFB 575) sowie die klinische Forschung insgesamt (Zentrum für Klinische Forschung, Koordinierungszentrum für Klinische Studien).

Stichwort: „interdisziplinäre Netzwerke“. Hiervon gibt es bereits mehrere und einige sind im Aufbau:

- interdisziplinäres Tumorzentrum (Errichtung einer zentralen Chemotherapie-station)
 - Brustzentrum (Disease Management- Programm Brustkrebs)
 - Interdisziplinäres Netzwerk (Infektiologie, Mikrobiologie, Virologie) für die Versorgung von Hochrisiko-Infektionen (z. B. SARS) in Verbindung mit der Errichtung eines Hochsicherheitslabors; ein SFB „Infektionsbiologie“ ist geplant.
 - Aufbau eines „Imaging“-Zentrums für modernste bildgebende Verfahren mit Anbindung eines Zentrums für Medizinische Vorsorgeuntersuchungen.
- Als interdisziplinäre Netzwerke geplant bzw. vorhanden sind:
- Integration der Klinik für Kinderchirurgie in das Zentrum für Kinder- und



Prof. Dr. Jörg Tarnow

Prof. Tarnow wurde 1940 geboren, studierte ab 1960 in Kiel Medizin und promovierte 1966 auch dort. Seine Facharztausbildung absolvierte er an der Freien Universität Berlin, wo er sich 1975 habilitierte und 1979 eine Professur am Institut für Anaesthesiologie erhielt. Prof. Tarnow war als Gastwissenschaftler an mehreren amerikanischen Universitäten (u.a. Harvard, Stanford, Houston) tätig. 1987 berief ihn die Universität Düsseldorf auf den Lehrstuhl für Anaesthesiologie. Prof. Tarnow ist „Fellow of the Royal College of Anaesthetists“, hat mit dem Dr. Heinrich-Dräger-Preis eine der höchsten Fachauszeichnungen erhalten und war Präsident der Deutschen Gesellschaft für Anaesthesiologie und Intensivmedizin.

- Jugendmedizin (bereits vollzogen)
- Errichtung eines überregionalen Traumazentrums (Verbund der Klinik für Unfallchirurgie und der Orthopädischen Klinik) inkl. Verlagerung der Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie in das Zentrum für Operative Medizin I
- Betrieb einer zentralen Notfallaufnahme (im Zentrum für Operative Medizin II)
- Zusammenführung aller operativen Fächer in die Zentren für Operative Medizin I und II.

Die bereits bestehenden bzw. geplanten interdisziplinären Netzwerke werden langfristig folgende Strukturveränderungen nach sich ziehen:

Schrittweise kann mit einer Aufhebung der Bettenzuordnung zu einzelnen Abteilungen zu rechnen sein. Ziel ist die fachübergreifende Krankenversorgung innerhalb des Klinikums mit organbezogenen Versorgungseinheiten. Einher gehen wird diese Entwicklung mit einer Abflachung hierarchischer Strukturen aufgrund zunehmender Subspezialisierung. Desweiteren soll die Integrierte Patientenversorgung durch enge Kooperationen des Klinikums mit hausärztlichen und spezialisierten Praxen sowie Rehabilitationseinrichtungen etabliert werden.

Weitere Ziele für die Zukunft sind: mehr Informationsaustausch zwischen Ärzteschaft und Klinikpersonal („über Berufsgrenzen und Abteilungsgrenzen hinweg“, so Tarnow), ein besserer Patientenservice (ein Bus-Shuttle-Service zwischen den einzelnen Kliniken ist bereits mit großem Erfolg eingerichtet worden) sowie eine professionelle Außendarstellung des Klinikums.

Fazit des Ärztlichen Direktors: „Unser Ziel ist es, im nationalen Wettbewerb sowohl in der Krankenversorgung als auch in der Lehre und Forschung in die Spitzengruppe der Universitätskliniken vorzustoßen. Voraussetzung dafür ist eine überaus enge Verzahnung zwischen Universität und Universitätsklinikum. Wir wollen und wir müssen das enorme kreative Potential der gesamten Heinrich-Heine-Universität nutzen, sonst würden wir uns von einem x-beliebigen Krankenhaus der Maximalversorgung kaum unterscheiden.“

Gesundheit ist ein Menschenrecht

Deshalb hilft **ÄRZTE OHNE GRENZEN** in mehr als 80 Ländern Menschen in Not – ungeachtet ihrer Hautfarbe, Religion oder politischen Überzeugung.



MEDECINS SANS FRONTIERES
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Am Köllnischen Park 1 • 10179 Berlin
www.aerzte-ohne-grenzen.de
Spendenkonto 97 0 97
Sparkasse Bonn • BLZ 380 500 00

Helfen Sie mit!

Wissenschaftler der HHU beziehen Stellung

Erstes Düsseldorfer Forum diskutierte über therapeutisches Klonen



Premiere des „Düsseldorfer Forum“ am 27. Februar: Prof. Dr. Jürgen Schrader, Prof. Dr. Klaus-Dieter Pfeffer, Prof. Dr. Friedrich Boege, Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch, Prof. Dr. Dieter Birnbacher und Prof. Dr. Ulrich Rütter diskutierten über das therapeutische Klonen (v. l. n. r.)

Foto: Mohammad Munir Adi

VON VERA SCHANKATH

Über das „Düsseldorfer Forum“ sollen Standpunkte der Wissenschaft regelmäßig einen festen Platz in der öffentlichen Diskussion finden. Die von Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch M.A. initiierte Expertenrunde will sich in loser Folge themenspezifisch zusammen finden – individuell dann, wenn öffentliche Debatten oder Streitpunkte wissenschaftlich brisant sind. Ziel ist eine stärkere Präsenz der Universität bei öffentlichen Kontroversen; Standpunkte der Hochschule sollen über die Medien der Bevölkerung zugänglicher gemacht werden. Der Professorentitel erfordere auch öffentliche Bekenntnisse, so Labisch. Die Wortherkunft von lateinisch „professio“, also „öffentliche Äußerung“, rief der Rektor zur Begrüßung in Erinnerung.

In hochkarätiger Besetzung hatte das „Düsseldorfer Forum“ am 27. Februar Premiere mit einer Debatte um therapeutisches Klonen. Aktuellen Anlass gab ein umstrittenes südkoreanisches Experiment mit menschlichen Stammzellen. Diskutanten dieses ersten Forums waren Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch M.A., Leibniz-Preisträger Prof. Dr. Klaus Dieter Pfeffer (Medizinische Mikrobiologie),

Prorektor für Forschung Prof. Dr. Jürgen Schrader (Herz- und Kreislauf Physiologie), Prof. Dr. Dieter Birnbacher (Praktische Philosophie), Prof. Dr. Ulrich Rütter (Molekularbiologie der Tiere) und Prof. Dr. Friedrich Boege (Laboriumsmedizin und Klinische Biochemie).

Die Frage „Wann ist ein Mensch ein Mensch?“ ist bei jeder Klondebatte zentral. In Deutschland richtet sich die gesetzliche Definition nach dem naturwissenschaftlichen Kenntnisstand. So waren sich Ethiker und Mediziner einig: „Der Schutz von Embryonen unterliegt kulturellen, keinen kategorisch moralischen Normen.“ Auch Pfeffer betonte, Forschung müsse im historischen und kulturellen Kontext betrachtet werden. Technisches Klonen ist in Deutschland gesetzlich verboten. Von den Anwesenden stellte jedoch niemand die ethische Unbedenklichkeit einer Zellreproduktion zu therapeutischen Zwecken in Frage. Schon im innereuropäischen Vergleich existierten enorme Unterschiede in dem, was der Wissenschaft erlaubt sei. Deutschland hätte die restriktivste Gesetzgebung in der Stammzellenforschung, dagegen werde eine Abtreibung in Deutschland vergleichsweise generös gehandhabt, wunderten sich die Forscher. Werden embryonale Zellen aus-

schließlich zum Zwecke der späteren Vernichtung erzeugt, so wie in Südkorea geschehen, rufe das Ethiker und Verfassungsrechtler auf den Plan: Eine solche Instrumentalisierung des Embryos sei mit der Würde des Menschen unvereinbar.

Der Philosoph Birnbacher plädierte hier für einen rationalen Diskurs: Eine klassische Güterabwägung zwischen Embryo und zu heilendem Menschen müsse stattfinden. Aus Medizinersicht erklärte Schrader das Dilemma: „Technisch ist es uns möglich, Menschenleben zu ret-

ten, rechtlich aber sind uns die Hände gebunden.“ Die Züchtung embryonaler Stammzellen könne theoretisch bald Diabetikern helfen: Im Rahmen des Therapeutischen Klonens würden Insulinproduzierende Zellen gezüchtet und den Zuckerkranken zurück implantiert. Dies sei nur eins von vielen Beispielen.

Das Potential zur Heilung bisher unheilbarer Krankheiten führte auch Pfeffer immer wieder an. Rütter relativierte den südkoreanischen Erfolg: „In der Biologie ist das nichts Neues und wissenschaftlich längst etabliert. Lediglich die Anwendung auf eine weitere Spezies, eben den Menschen, ist neu.“ Moralisch bedenklich konnte das keiner der teilnehmenden Wissenschaftler finden. Schrader vermutete, die Ethik presche vor allem dann vor, wenn der wissenschaftliche Erfolg ausbleibe und verwies auf die ersten – damals umstrittenen – Herztransplantationen zur Zeit seines Studiums. Er prophezeite analog: „Der Erfolg wird auch therapeutisches Klonen legitimieren.“

Um aber der Bedenklichkeit von Forschungsverböten auch aus ethischer Sicht Nachdruck zu verleihen, postulierte Birnbacher: „Nicht die Freiheit, sondern die Einschränkung der Freiheit ist begründungspflichtig.“

Rückgang der Studierendenzahlen

Im vergangenen Wintersemester waren über 25.000 Frauen und Männer als ordentlich Studierende oder Teilnehmer/innen am Deutschkurs für ausländische Studienbewerber/innen an der HHU immatrikuliert. Diese Zahl ist nun auf 17.669 gesunken (Stand 3. Mai). Damit ist die Zahl der Studierenden an der Heinrich-Heine-Universität zu Beginn des Sommersemesters 2004 auf den Stand von 1991 zurückgefallen.

ten. Ca. 2.200 wurden wegen Nichtzahlung der Gebühr durch die Hochschule exmatrikuliert.

Den stärksten Rückgang erlebte die Philosophische Fakultät, die jedoch mit jetzt 7.870 Studierenden (im Vorjahr waren es noch 12.993) weiterhin die größte Fakultät darstellt. Es folgen die Mathematisch-Naturwissenschaftliche (4.262 Studierende; im Vorjahr: 5.327), die Medizinische (3.006 Studierende; im Vor-



Nicht nur in der Heinrich-Heine-Universität gingen die Studierendenzahlen zum Sommersemester zurück. Gibt es bald mehr Platz in den Veranstaltungen?

Grund für diese Entwicklung ist das Inkrafttreten des Studienkonten- und -finanzierungsgesetzes. Danach müssen Langzeitstudierende seit April 2004 einen Semesterbeitrag von 650 Euro zahlen. Von den fast 9.400 Studierenden, denen ein entsprechender Gebührenbescheid zugestellt worden war, haben sich jedoch nur etwa 16 Prozent rückgemeldet. D.h.: Sie entrichteten entweder die Studiengebühren (ca. 1.700), hatte Anspruch auf Bonussemester wegen Kindererziehung, schwerer Krankheit oder Gremientätigkeit bzw. wurden als Härtefälle anerkannt (ca. 1.000). Weitere 4.800 Studierende haben sich exmatrikuliert. In dieser Zahl sind die üblichen ca. 1.000 Absolventen pro Semester, die ihr Examen abgeleistet haben, enthal-

ten. Ca. 2.200 wurden wegen Nichtzahlung der Gebühr durch die Hochschule exmatrikuliert. Den stärksten Rückgang erlebte die Philosophische Fakultät, die jedoch mit jetzt 7.870 Studierenden (im Vorjahr waren es noch 12.993) weiterhin die größte Fakultät darstellt. Es folgen die Mathematisch-Naturwissenschaftliche (4.262 Studierende; im Vorjahr: 5.327), die Medizinische (3.006 Studierende; im Vor-

jahr: 3.271) sowie die Juristische (1.478 Studierende; im Vorjahr: 1.530) und die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät (1.053 Studierende; im Vorjahr: 1.095).

Die größten Disziplinen gemessen an der Anzahl des belegten Faches sind Germanistik (5.614), Anglistik (2.859), Medizin (2.541) und Geschichte (2.150). Der durchschnittliche Frauenanteil ist leicht gestiegen und liegt nun bei 58 Prozent. Auch der Anteil der ausländischen Studierenden liegt mit ca. 17 Prozent deutlich höher als noch vor einem Jahr. Allerdings hat nur ein Teil hiervon (1.846 Studierende, das sind 10 Prozent aller ordentlich Studierenden) das Abitur im Ausland gemacht. Die übrigen sind bereits in Deutschland zur Schule gegangen.

Anja Henseler

Dr. Zilkens Datenschutzbeauftragter

Dr. Martin Zilkens nimmt die Aufgaben des Datenschutzbeauftragten der Heinrich-Heine-Universität wahr. Unterstützt wird er dabei von Alois Niehues. Beide sind in gleicher Funktion für die Stadt Düsseldorf tätig.

Die Heinrich-Heine-Universität und die Stadt Düsseldorf haben einen - in NRW einmaligen - Kooperationsvertrag geschlossen. Danach ist das Datenschutz-Team der Stadt in Personalunion auch für die Hochschule zuständig, und zwar sowohl für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als auch für die Studierenden.

Dr. Martin Zilkens und Alois Niehues beraten in allen Fragen mit Bezug zur Verarbeitung personenbezogener Daten und geben Unterstützung bei der Einhaltung und Sicherstellung des Datenschutzes. Grundlage ist dabei das NRW-Datenschutzgesetz. Mitteilungen werden vertraulich behandelt und nur mit Zustimmung an Dritte weitergegeben.



Kontakt:

Der Datenschutzbeauftragte der Heinrich-Heine-Universität
Gebäude 16.11, 1. Etage, Raum 54
Universitätsstraße 1
40225 Düsseldorf

Tel. 0211- 81 - 10640

Fax 0211- 81 - 10645

Persönliche Beratung (nur nach Voranmeldung): dienstags 9 bis 15 Uhr

e-mail:

datenschutz@uni-duesseldorf.de

Internet: <http://www.uni-duesseldorf.de/HHU/about/datenschutz>

Titel

Arish Stew, Kohlroulade und Ticket for Opernball

Beckett-Symposium in Düsseldorf und ein Buchprojekt

VON ROLF WILLHARDT

Er liebte die Reeperbahn, deutsches Bier, deutsche Expressionisten, seine Cousine in Kassel und Karl Valentins skurrilen bayerischen Humor. Aber: Die Kombination Samuel Beckett und Deutschland ist immer noch so gut wie unbekannt. Bei der Tagung „Beckett and German Culture“ in Düsseldorf wurde erstmals eine Bestandsaufnahme versucht.

Brief von Samuel Beckett an den Regisseur Karl-Heinz Stroux, der viele seiner Stücke in Deutschland aufführte. Stroux war von 1954 bis 1972 Generalintendant des Düsseldorfer Schauspielhauses und trug durch seine Inszenierungen viel zur Popularität Becketts und des absurden Theaters in Deutschland bei.

Foto: Archiv Eva Stroux

Er gilt als Grenzgänger zwischen Kulturen, Sprachen und Disziplinen. Was war er denn nun: Dichter, Bühnen- und Hörspielautor, Filmemacher, Provokateur, Philosoph, asketischer Hohepriester des Absurden? Samuel Beckett (1906 bis 1989) ist in vielen bis heute ein personifiziertes Rätsel. Der Mann aus Du-

blin, der in Frankreich lebte und sich als Autodidakt Deutsch beibrachte, war drei Tage lang Thema in der Heinrich-Heine-Universität. Die Anglistin Prof. Dr. Therese Seidel hatte das Symposium organisiert, als erweiterter Tagungsband wird im nächsten Jahr das von ihr und Marion Fries-Dieckmann herausgegebene Taschenbuch „Der unbekannte Beckett - Beckett und die deutsche Kultur“ erscheinen.

„Seine Beziehung zu Deutschland und zur deutschen Sprache und Kultur war Beckett-Kennern zwar schon länger bekannt, aber eben nur in Fachzirkeln. Wir konnten jetzt erstmals dieses Thema aus vielen Blickwinkeln beleuchten: aus dem der Literatur, der Philosophie, der bildenden Kunst, der Musik, dem Film“, so die Düsseldorfer Anglistin.

„Gerade zu unserer Universität gibt es eine besondere Beziehung, denn Be-

le 18 décembre 1953

6 Rue des Favorites
Paris 15°

Cher Monsieur Stroux

Je vous remercie vivement de votre si aimable lettre. Elle m'a fait un grand plaisir.

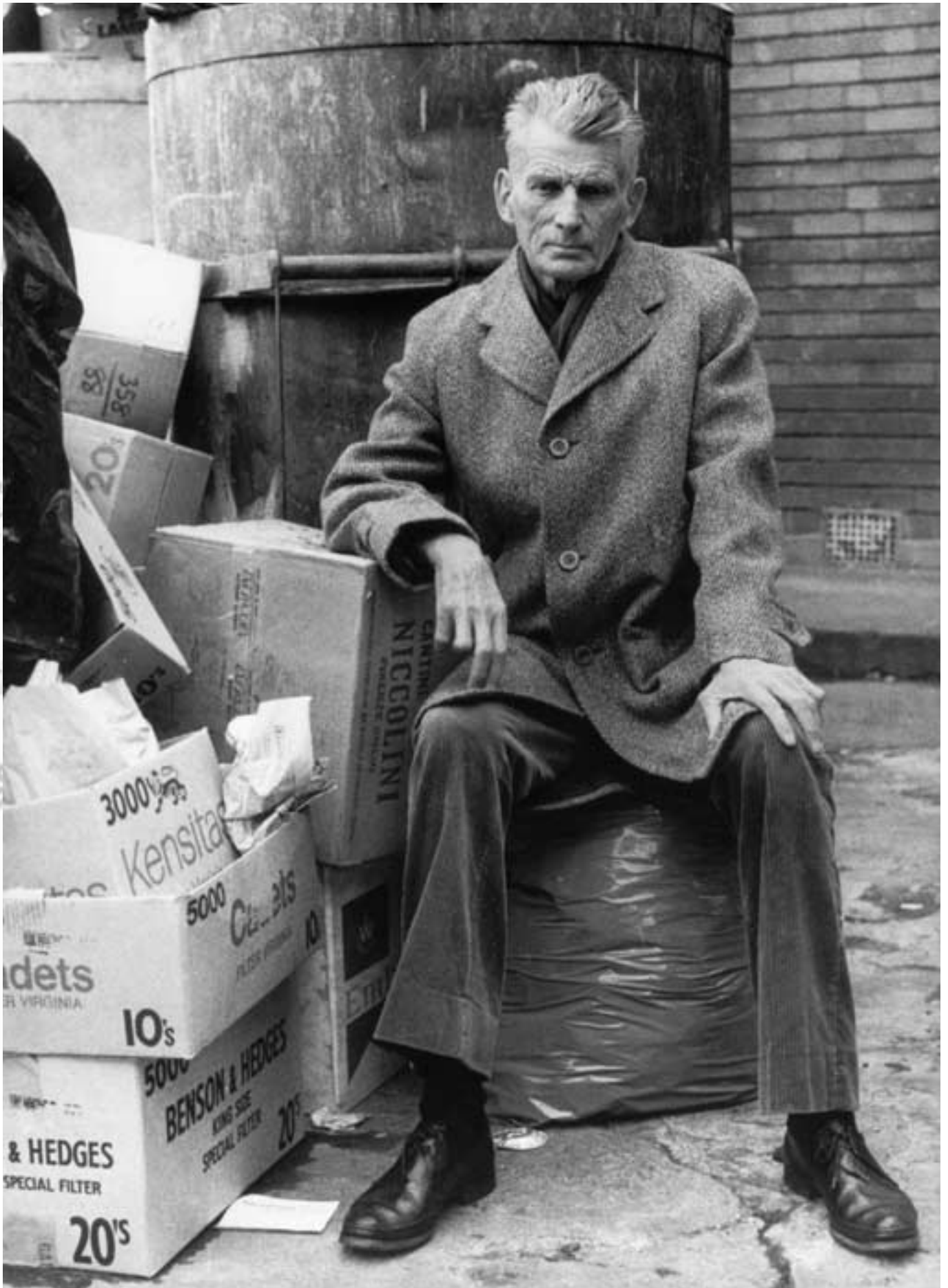
Je suis désolé d'apprendre que vous souffrez encore des suites de votre accident. Je veux espérer que ce sont les dernières et que d'ici très peu de temps il n'en restera plus trace.

A vous tous, à Madame Stroux et à vous-même, aux Bessler, aux Barlog, à tous les acteurs, à ceux dont j'oublie le nom mais pas la gentillesse, mes vœux les plus sincères pour Noël et le Nou-
vel An.

Croyez, cher Monsieur Stroux, à mon amitié et à mon admiration.



Samuel Beckett



Samuel Beckett, der tragische Clown aus Dublin und Ervater aller experimentellen Literatur des 20. Jahrhunderts, war in den 30er Jahren oft in Deutschland. Mit bislang unerforschten Konsequenzen. Foto: SDR

cketts deutscher Übersetzer, Elmar Tophoven, gehörte zu den Mitbegründern unseres Studienganges Literaturübersetzen“, berichtet sie.

Unter den Referenten war auch James Knowlson aus Reading, Düsseldorfs englischer Partneruniversität. Dort befindet sich das Beckett-Archiv und ein umfangreicher Teil des Nachlasses. Knowlson gilt als Beckett-Kenner schlechthin, war über 20 Jahre mit dem Autor befreundet und hat 1996 eine voluminöse, in 14 Sprachen übersetzte (und vor seinem Tode von Beckett noch autorisierte) Biographie vorgelegt. „Durch dieses Buch kam die in-

Liesl Karlstadt, Virtuosen skurriler Alltagsabsurditäten. Lang und dürr die eine Gestalt, klein und dick die andere: Vorbilder für Estragon und Wladimir in „Warten auf Godot“ (1953)?

Marion Fries-Dieckmann, Doktorandin bei Prof. Seidel, hat sich besonders mit den „Exercise Books“ von Beckett beschäftigt, einer sehr privaten Vokabelsammlung. Die Deutschlanderrinerungen des Autors sind im Übrigen eine krause zweisprachige Mischung. Wobei der multilinguale Ire damit auch kokettiert. Über eine Party notiert er: „My German loudly applauded. I become for a second almost witty (...) She (die

Beckett besuchte nach dem Krieg noch häufig Deutschland, für Arbeiten beim Hörfunk (vornehmlich dem Südwestfunk in Stuttgart), für Regieaufträge. Seidel: „Er sprach dann natürlich deutsch mit den Schauspielern. Wollten die aber eine Stelle im Text ändern, dann antwortete er in der Regel ‚Da muss ich erst meinen Übersetzer, den Herrn Tophoven, fragen, ob der einverstanden ist!‘“

Beckett war im übrigen begeistert von der öffentlich-rechtlichen Förder- und Subventions-Kultur der jungen Bundesrepublik, in der Theater auch Experimentelles wagen konnten, ohne Orientierung am reinen Kommerz und gängigen Publikumsgeschmack. Und 1986 saßen kurz vor Mitternacht zwei Millionen Fernsehzuschauer vor dem Bildschirm, um sich eine Sondersendung zu Becketts 80. Geburtstag anzuschauen. Der Autor war längst etabliert, das Theater des Absurden kanonisierter Teil des Kulturbetriebes und der Feuilletons.

In seiner letzten Lebensphase schrieb der Nobelpreisträger von 1969 dabei auffällig viel in deutscher Sprache, „ihm erschien sie sehr anschaulich, sehr bildhaft. Die deutschen expressionistischen Maler hatten ja auch eine Revolutionierung der Bildhaftigkeit gebracht. Und Beckett ist ein Theaterautor der Bilder!“, so Seidel. „Beckett suchte in Deutschland immer ‚the otherness‘, das ‚ganz Andere‘. Ursprünglich war er ja als junger Mann hierher gekommen, als er sich in einer schweren Schaffenskrise befand, er hatte tatsächlich einen ‚writer’s block‘. Die Faszination von damals behielt er dann ein Leben lang. Ich denke, diese Tagung hat gezeigt, dass die deutsche Sprache und Kultur die volle Gleichberechtigung neben dem Englischen und Französischen im Werke Becketts besitzen.“



Teilnehmer der Tagung in Düsseldorf (v. l.): Mary Bryden (Cardiff, „Beckett and German Music“), Biograph James Knowlson (Reading), Gastgeberin und Organisatorin Therese Seidel, John Pilling (Reading, „Beckett and ‚the German fever‘: Crisis and Identity in the 1930s“) Foto: privat

tensive Beziehung Becketts zu Deutschland eigentlich erst in den Blickpunkt, auch der Forschung“, so Seidel. „Die so genannten ‚German Diaries‘, sechs Bände mit handschriftlichen Aufzeichnungen, die Beckett auf seiner letzten Deutschlandreise vor dem Zweiten Weltkrieg 1936/37 schrieb, zeigen sein Interesse an deutscher Kultur, vor allem an der Sprache, der bildenden Kunst, der Literatur und der Philosophie.“

Beckett war seit 1928 jedes Jahr in Deutschland, besuchte die Hamburger Reeperbahn, seinen Onkel, einen Kunsthändler in Kassel, verliebte sich in dessen Tochter, war fasziniert von der deutschen expressionistischen Malerei, deren Meisterwerke er noch anschauen konnte, ehe die Nazis sie in die Museumsmagazine als „entartete Kunst“ verbannten. In München sah er Vorstellungen des kauzigen Komiker-Gespans Karl Valentin und

Gastgeberin, Anm. d. V.) offers me a ticket for Opernball tomorrow. Ich bedaure sehr.“ Fries-Dieckmann: „Er lernt nicht einfach Vokabeln, sondern reflektiert gleichzeitig über Eigentümlichkeiten des Deutschen.“ Beckett: „Supper (Kohlroulade oder gestopfter Kohl with Herr Hoppe as Tischgenossen (not Mitesser = skin maggot!) (...) To bed in another room, smaller, vacated only today, under colossal Federdecke, that woke me up sweating like Judas, and explains German for nightmare being Alp.“

An Beckett, der 1936 die von den Nazis zur NS-Propagandaschau umfunktionierte Olympiade in Berlin miterlebte, ging die Veränderung Deutschlands nicht unbemerkt vorüber. Er reagierte mit Sprache und erfand Parodien auf den NS-Jargon: „Arish Stew“ ist für den Iren das neue Nationalgericht von Nazideutschland und „KDF: Not ‚Kraft durch Freude‘ but ‚Kaspar David Friedrich‘.“

Informationen:

Prof. Dr. Therese Seidel:

Tel. 0211-81-13151

e-mail: seidel@phil-fak.uni-duesseldorf.de



TV-Entertainer Harald Schmidt spielte 2003 im Böhmer Theater den Sklaven Lucky in „Warten auf Godot“ (1953). „Lucky ist ein Künstler und Intellektueller in bösester Verzerrung“, so der Theaterkritiker Georg Hensel 1975 über die Figur. Ist Beckett heute noch populär oder nur in Verbindung mit dem Show-Star? Reizvolles Gedankenspiel: Wladimir und Estragon, die beiden Penner-Philosophen, - haben sie Vorbilder in dem bajuwarischen Skurril-Duo Karl Valentin und Liesl Karlstadt aus den 30er Jahren?

Foto: Schauspielhaus Bochum/Arno Declair

„Wir haben einen Luxus - wir bringen Zeit mit.“

Anke Krughöfer: neue Pfarrerin in der Klinikseelsorge

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

„Einfühlen in den Moment“, nennt Pfarrerin Anke Krughöfer als ihre wichtigste Aufgabe. Die 38-jährige ist neu im evangelischen Seelsorgeteam an der Uni-Klinik. Nicht nur Krankheit und Sterben sind Themen, mit denen sich die Klinikgeistlichen beschäftigen. Auch Beziehungen, Ehen oder die Lebensumstellung nach einer Krankheit werden hier thematisiert.

Vier Pfarrer teilen sich die zweieinhalb Stellen, die das Team der evangelischen Klinikseelsorge hat. Sie kommen auf verschiedenen Wegen mit den Patienten, den Angehörigen und auch den Mitarbeitern in Kontakt. Zum einen ist rund um die Uhr ein Notfalltelefon geschaltet, mit dem bei plötzlichen Krisensituationen oder bei Sterbefällen immer ein Geistlicher gerufen werden kann. Außerdem halten die Pfarrer Kontakt mit den Schwestern und Pflägern auf den Stationen, die ihnen schon einmal den einen oder anderen Patienten ans Herz legen und manchmal auch selbst Gesprächsbedarf anmelden. Aber auch der Aufenthalt auf den Stationen oder der unaufgeforderte Besuch im Krankenzimmer mit der Frage „Haben Sie Interesse an einem Ge-

spräch?“, bringt viele Patienten in Kontakt mit den Seelsorgern. „Wir haben einen Luxus - wir bringen Zeit mit“, erläutert Krughöfer. Außerdem wird schon bei der Aufnahme gefragt, ob die Patienten den Besuch eines Seelsorgers wünschen. Wird das bejaht, kommt spätestens nach zwei Tagen dann ein Pfarrer zu dem Patienten ans Bett.

Die Wünsche an die Geistlichen sind dabei vielfältig: Gespräche, gemeinsame Gebete oder auch die Segnung eines Sterbenden. „Das Wichtigste ist, die Situation zu erfassen und adäquat zu reagieren“, so Anke Krughöfer. „Wir gehen offen und flexibel auf die Menschen zu und schauen nach ihren Bedürfnissen.“

Dabei sind Krankheit und Tod nicht die dominierenden Themen im Alltag einer Klinikpastorin. „Vielfach kommen die Patienten hier erstmals dazu, sich Fragen über ihr Leben zu stellen, über ihre Ehe oder über andere Beziehungen nachzudenken“, so Krughöfer, „dann ist das Interesse an einem Gespräch darüber groß.“ Häufig trifft sie so auf Menschen, die sonst wenig Kontakt zur Kirche haben; die Hemmschwelle, im Krankenhaus und nicht in einer Kirche mit einem Geistlichen zu sprechen, ist offenbar geringer, hat die Pastorin beobachtet. Dabei ist sie sich über die Grenzen dessen,

was sie geben kann, sehr bewusst: „Wir bieten Seelsorge an, nicht Therapie“, erklärt sie, „wir haben keine Diagnose eines Krankheitsbildes, das wir heilen wollen.“

Dass Krughöfer Seelsorgerin an einer Universitätsklinik ist, wird auch in ihrem Alltag deutlich: So gibt es viele Patienten, die von sehr weit her für eine Behandlung nach Düsseldorf kommen und die häufig von ihrem Partner begleitet werden. Der oder die wohnt dann - oft über Wochen - im Hotel und ist oft froh zu wissen, dass es einen Ansprechpartner gibt, der bei Bedarf da ist und Zeit hat. Außerdem haben die Seelsorger auch Kontakt zu jungen Ärzten im Praktikum und zu Studierenden, für die sie Fortbildungen zu ethischen Fragen anbieten. Gemeinsam mit der Evangelischen Studentengemeinde wird außerdem das wöchentliche Mittagsgebet am Dienstag ausgerichtet.

Und wo bleibt Gott in Anke Krughöfers Alltag mit den vielen Gesprächen? „Wo Menschen zusammenkommen, ist Gott“, so ihre Überzeugung „und sobald eine Pfarrerin in einen Raum kommt, ist Gott - ausgesprochen oder unausgesprochen - ein Thema.“

Kontakt: Evangelische Klinikseelsorge, Pfarrerin Anke Krughöfer, Tel. 81-17121



Schlemmerkost auch am Krankenbett?

Der neue Küchenchef des UKD zieht nach einem Jahr Bilanz

VON VERA SCHANKATH
UND ROLF WILLHARDT

„He´s doing his very best.“ Ein Name, ein Programm? Kenneth Best, gebürtiger Brite, ist seit einem Jahr Küchenchef im Universitätsklinikum. Über 1000 Mahlzeiten für Mitarbeiter, 1000 für Patienten. Kann eine Großküche „à la carte“ servieren?

Front-Cooking am Zwei-Wok-System in der Kantine, Zahnbürsten auf dem Verkaufswagen ans Bett und eine Outdoor-Bar mit Latte Macchiato im Innenhof der Chirurgie: Kenneth Best hat schon einiges verfeinert. Und noch viel mehr vor.

Seine Großküche versorgt seit jeher nicht nur Klinikpersonal, auch etwa 1000 Patienten werden täglich von Best und seinem Team bekocht. Alle nehmen das Komponentensystem - bereits das Frühstück lässt sich individuell zusammensstellen - gut an; es ist aber fakultativ; komplette Menues sind natürlich ebenfalls im Angebot.

Innerhalb eines dreiviertel Jahres hat sich die Zahl der Mitarbeiter, die die Kantine nutzen, schon fast verdoppelt. Die tägliche Abnahme ist von durchschnittlich 700 auf 1200 Mittagessen gestiegen. Das freut natürlich den Chef der Küche.

Früher gab es eine eigene Bäckerei und Schlachtereier, heute läuft vieles „convenient“, wird also vorbereitet geliefert, z. B. der Salat gewaschen und geschnitten. Die Zubereitung erfolgt aber immer vor Ort: „Wir beizen sogar unseren Lachs selbst“, berichtet Best. Und das allgemeine Lieblingsessen in der Kantine? Da schmunzelt der Brite: „Pommes mit Currywurst...“ Ca. 140 kg Pommes Frites werden verbraucht, wenn die geliebten Kartoffelstäbchen auf dem Speisenplan stehen.

Neben der Verpflegung von Patienten und Personal hat Best einen dritten Bereich ausgebaut: Sein Team liefert Buf-



Mittags in der Kantine des Universitätsklinikums: Täglich werden hier 1.200 Mahlzeiten serviert, Tendenz weiter steigend.

Fotos: Rolf Willhardt / CMA

fets zu diversen Hochschulveranstaltungen, komplettes Catering zum Beispiel bei Tagungen auf Schloss Mickeln, Canapés zu Empfängen auf dem Campus. „Die Nachfrage“, so Best, „steigt mit jeder Veranstaltung, die wir betreuen.“ Viel Lob gab es zum Beispiel für die Edelhäppchen zur Verleihung der Ehren doktorwürde an Paul Spiegel.

Kenneth Best stammt aus Belfast, seine Laufbahn begann er sechzehnjährig mit einer Ausbildung zum Koch bei der

britischen Rheinarmee. Er war in Niedersachsen stationiert, wo er seine Frau kennen lernte, beim Militär ausschied, der Kochkunst und ihr treu blieb und jetzt - wie er es nennt - „seit 25 Jahren zivil in Deutschland tätig ist.“ Das 25. davon am Düsseldorfer Uni-Klinikum.

Eine erste Bilanz, Mr. Best? „Großartig, da gibt es so viel zu bewirken, die Aufgaben sind enorm vielfältig.“ Die nächsten Vorhaben? „Für meine fast 95 Mitarbeiter, darunter acht gelernte Köche, ist gerade ein Rotationssystem im Aufbau. Ich traue ihnen mehr zu, sie können verschiedene Aufgaben erledigen, das erhöht die Job-Satisfaction. Dann die Versorgung auf der Station: Bald werden Sie dort die kleinen Dinge für den Tag direkt kaufen können. Von kleinen Wägelchen. Zeitungen, Zahnbürsten, usw. Und natürlich...“

Kenneth Best hat noch mehr Ideen, er wird wohl auch in seinem zweiten Düsseldorf-Jahr viele verwirklichen.

Neuer Hochleistungsrechner

Die DFG hat den Antrag der Heinrich-Heine-Universität zur Ablösung des seit 1996 im Betrieb befindlichen zentralen Compute-Servers durch einen neuen Hochleistungsrechner zur Aufnahme in den Rahmenplan für den Hochschulbau empfohlen. Der Antrag hat ein Volumen von 810.000 Euro. Mit diesem Compute-Server wird die Universität hinsichtlich Rechenleistung und Systemarchitektur zur IT-Spitzengruppe deutscher Universitäten aufschließen.

Das Hochleistungsrechnen (HPC) ist an der Universität Düsseldorf ein wesentlicher Baustein für die Erhaltung des Standards in Forschung und Lehre. Das Universitätsrechenzentrum kooperiert im Bereich des HPC eng mit den Fächern. Der zentrale Compute-Server stellt dabei für viele Forschungsfelder ein wichtiges Werkzeug des Scientific Computing dar. Beispiele für Anwendungsfelder des HPC an der HHU sind Arzneimitteldesign in der Pharmazie, Bildverarbeitung in der Medizin, Genforschung in Biologie und Medizin, Molekülmodellierung in der Chemie, Numerische Verfahren in der Mathematik oder Simulationen in der Physik.

Das Computersystem wird über mindestens 32 Prozessoren, 128 GB Arbeitsspeicher und 1 TB Plattenspeicher in einem Fibre-Channel-Disk-Storage-Subsystem verfügen. Mit dieser Ausstattung wird der neue Hochleistungsrechner den derzeitigen zentralen Compute-Server im permanenten Durchsatz um mehr als den Faktor 10 übertreffen. Diese Leistungssteigerung wird deutlich anhand des Rmax-Wertes beim Linpack-Benchmark - für Rmax werden mehr als 170 GFlops erwartet. J. v. K.



Spendenaktion ULB

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Benutzerinnen und Benutzer,

die Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf befindet sich seit Anfang dieses Jahres in einer sehr schwierigen finanziellen Situation. Wie Sie wissen, schlagen sich die leeren öffentlichen Kassen auch in den Etats der Hochschulen und damit in den Etats der Bibliotheken nieder.

Auch die Heinrich-Heine-Universität, die „ihre“ Bibliothek immer sehr großzügig unterstützt hat, sah sich deshalb gezwungen, die Literaturerwerbungsmittel um ein Drittel zu kürzen. Das Ministerium für Wissenschaft und Forschung hat seine direkten Zuwendungen an die nordrhein-westfälischen Hochschulen für die Erwerbung elektronischer Zeitschriften und Datenbanken sowie die Beschäftigung von Hilfskräften für die Aufrechterhaltung längerer Öffnungszeiten ebenfalls eingestellt.

Die Universitäts- und Landesbibliothek ist dadurch in eine sehr schwierige Situation geraten:

- Sie hat im letzten Jahr Zeitschriftenabonnements im Wert von über 350.000 Euro abbestellen müssen.
- In einigen naturwissenschaftlichen Fächern verfügt sie schon jetzt, zu Beginn des Jahres, nicht mehr über die notwendigen Mittel für Neuanschaffungen. Deshalb musste in diesen Fächern ein Bestellstopp verhängt werden.
- Für die Geistes-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften steht wesentlich weniger Geld zur Verfügung als in den vergangenen Jahren. Hier werden nie wieder gut zu machende Bestandslücken entstehen.
- Akut vom Zerfall bedrohte Altbestände können nicht mehr benutzbar gemacht werden.

Einschnitte drohen auch im Bereich der schon selbstverständlich gewordenen Dienstleistungen der ULB wie zum

Beispiel bei den seit August 2003 verlängerten Öffnungszeiten. Möglicherweise wird die ULB das hierfür erforderliche Personal bald nicht mehr bezahlen können.

Die Universitäts- und Landesbibliothek steht nicht nur den Mitgliedern der Heinrich-Heine-Universität, sondern darüber hinaus auch allen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt Düsseldorf zur kostenlosen Benutzung offen. Damit wir Sie alle weiterhin gut mit Büchern, Zeitschriften und Dienstleistungen versorgen können, auch samstags und sonntags, bitten wir Sie, uns zu unterstützen. Jede Spende, ob groß oder klein, ist willkommen.

Wie können Sie spenden?

Die Bibliothek freut sich über jede Form von finanzieller Unterstützung. Wenn Sie möchten, können Sie den Zweck, für den Sie spenden möchten - ein bestimmtes Fach, die Aufrechterhaltung der verlängerten Öffnungszeiten oder die Erhaltung unserer Handschriften und alten Druck -, festlegen. Wenn Sie einverstanden sind, bedanken wir uns bei Ihnen mit der Bekanntmachung Ihres Namens auf unseren Internetseiten oder mit einem Exlibris, in das wir Ihren Namen eindringen. Selbstverständlich stehe ich Ihnen auch gerne für ein persönliches Gespräch zur Verfügung.

Ihre

Irmgard Siebert
Direktorin der Universitäts- und Landesbibliothek

Ihre Unterstützungsabsicht können Sie uns auf drei verschiedenen Wegen zukommen lassen:

■ Online ■ Per Post ■ Fax

Wenn Sie die Erhaltung und Ergänzung unserer Handschriften und Alten Drucke unterstützen möchten, stehen Ihnen folgende Möglichkeiten zur Verfügung:

- Übernahme der Kosten für eine Kassette zum Schutz gefährdeter Bestände (50 Euro).
- Übernahme der Kosten für die Restaurierung eines Einbandes (ab 100 Euro).
- Übernahme der individuellen Restau-

rierung einer Handschrift/eines Druckes (mindestens 350 Euro).

- Übernahme einer gezielten Bestandsergänzung durch antiquarischen Buchkauf (mindestens 250 Euro).

Kontaktaufnahme mit der

Direktorin der ULB:

Dr. Irmgard Siebert

**Universitäts- und Landesbibliothek
Düsseldorf**

Universitätsstr. 1

40225 Düsseldorf

Tel.: 0211/81-12030, Fax: 0211/81-

13054, E-Mail: sekretariat @ub.uni-

duesseldorf.de

Ich unterstütze die Bibliothek mit einer Spende!

Ich spende _____, ____ Euro

Meine Spende soll für ein bestimmtes Fachgebiet eingesetzt werden.

- Nein
 Ja, folgendes Fachgebiet wird von mir bevorzugt:

- Ja, ich unterstütze mit meiner Spende die erweiterten Öffnungszeiten der ULB Düsseldorf.

Die Spendenbescheinigung soll nach Eingang der Spende an folgende Anschrift geschickt werden:

Name/Vorname/Titel _____

Firma/Institution _____

Straße/Postfach _____

PLZ/Ort _____

Land _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

Ich überweise den Betrag auf das Konto der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

WestLB Girozentrale

BLZ 300 500 00

Konto 4 051 710

Verwendungszweck ohne Zweckbestimmung:

A/06171.28211.1082

Mit der Nennung meines Namens und meines Wohnortes im Verzeichnis der Sponsoren auf den Internetseiten der ULB Düsseldorf

- bin ich einverstanden

Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

Ich übernehme eine Buchpatenschaft!

Ich spende _____, ____ Euro

- Für eine Kassette zum Schutz einer gefährdeten Handschrift oder eines gefährdeten Druckes (etwa € 50.-)

- Für die individuelle Restaurierung eines Einbandes (mindestens € 100.-)

- Für die individuelle Restaurierung einer Handschrift / oder eines Druckes (mindestens € 350.-)

- Für eine gezielte Bestandsergänzung durch antiquarischen Buchkauf (mindestens € 250.-)

Die Spendenbescheinigung soll nach Eingang der Spende an folgende Anschrift geschickt werden:

Name/Vorname/Titel _____

Firma/Institution _____

Straße/Postfach _____

PLZ/Ort _____

Land _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

Ich überweise den Betrag auf das Konto der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

WestLB Girozentrale

BLZ 300 500 00

Konto 4 051 710

Verwendungszweck:

A/06171.28211.1190

Mit der Nennung meines Namens und meines Wohnortes im Verzeichnis der Sponsoren auf den Internetseiten der ULB Düsseldorf

- bin ich einverstanden

Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

„Die Studierenden sehen oft den Bedarf nicht.“

Konzept zur Vermittlung von Informationskompetenz durch die ULB

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Warum reicht es nicht, wenn ich die Literatur für meine Hausarbeit im Internet über Google suche? Irgendwas findet man da doch immer! Und wieso ist es ein schlechtes Zeichen, wenn die Suchmaschine auf meine Anfrage hin 17.000 Ergebnisse ausspuckt? Fragen, mit denen sich Auskunft und Fachreferenten der ULB immer häufiger konfrontiert sehen. Und gegen die sie nun mit einem gezielten Informationskonzept angehen wollen.

Deutlich geworden ist es spätestens nach zwei Studien aus dem Jahr 2001; einmal der so genannten Stefi-Studie, die das BMBF durchführen ließ, und dann der Infas Studie, die die Universitätsbibliotheken selbst in Auftrag gegeben haben: Das Angebot der Bibliotheken an Schulungen und elektronischen Medien ist zu wenig bekannt“, zeigt Dr. Annemarie Nilges, Fachreferentin für Anglistik, die Ausgangslage auf.

Zwar gibt es in der ULB schon lange Angebote, an Führungen, Schulungen etc. teilzunehmen, die werden aber nur von wenigen Studierenden genutzt - und das sind dann oft die, die sich sowieso schon in Grundzügen auskennen. Um das nun stärker zu systematisieren, in ein transparentes didaktisches Konzept zu bringen und auch im Studienplan zu verankern, möchte die ULB in allen Fächern studienbegleitende Schulungen zur Informationskompetenz anbieten. Diese Seminare werden passgenau auf die Studierenden zugeschnitten. Mit zwei bis drei Sitzungen in Grund- und Hauptstudium sollen aufeinander aufbauende Qualifikationsziele erreicht werden: Im Grundstudium lernen die Studierenden, selbständig Literatur zu jedem beliebigen Thema zu finden und zu beschaffen. Im Hauptstudium geht es dann um effiziente Recherchestrategien, also z.B. da-

rum, mit welchen Suchbegriffen man ein Suchergebnis erreicht, das möglichst viele relevante Titel enthält. Außerdem setzen sich die Studierenden mit der



Wie findet die „Generation Google“ die richtige Literatur? Die ULB bietet Hilfe bei der Recherche.

Evaluierung von Literatur auseinander und erhalten wertvolle Tipps für die Vorbereitung und Strukturierung wissenschaftlicher Arbeiten.

„Die Studierenden sehen oft den Bedarf an solchen Seminaren nicht“, erklärt Dr. Joachim Kreische, der stellvertretende Direktor der ULB. „Sie stellen fest, dass man zu allem bei Google etwas findet und begreifen kaum, dass sie etwas falsch gemacht haben, wenn sie doch ausreichend Information gefunden haben. Es ist wichtig, dass wir hier die richtigen Suchstrategien vermitteln.“ Annemarie Nilges kennt ein deutliches Beispiel: „Wenn man Literatur zu dem Ro-

man ‚Im Wendekreis des Krebses‘ sucht und bei Google ‚Wendekreis, Krebs‘ eingibt, dann bekommt man 25.400 Links! Aber fast alle verweisen auf Krebstherapien oder Astrologie. Dieses Problem kann man sehr schnell beheben, aber eben nur, wenn man die richtigen Strategien kennt.“

Am liebsten wäre es der ULB, die studienbegleitenden Konzepte zur Informationskompetenz curricular einzubinden, vor allem für die neuen gestuften Studiengänge ist das nach Kreisches Meinung dringend nötig: „Da sollen berufsorientierende Schlüsselkompetenzen vermittelt werden und Informationskompetenz ist ganz sicher eine solche.“ Im Laufe des Sommersemesters will die ULB das neue Konzept im Rektorat vorstellen, zum Wintersemester könnte mit den ersten Angeboten gestartet werden.

Bei Vorgesprächen mit Lehrenden läuft die ULB mit ihrem Vorschlag offene Türen ein, „wir besetzen Leerstellen, die bislang

noch keiner ausgefüllt hat“, so Nilges. Und das, ohne die Forderung nach Geld oder Stellen. Die allgemeinen Schulungsangebote der Bibliothek und die fachspezifischen Veranstaltungsreihen der Fachreferate sollen nun neu koordiniert werden, denn, so Kreische, „letztlich ist es auch für uns effizienzsteigernd, wenn unsere Nutzer wissen, wie sie die Möglichkeiten der ULB am besten ausschöpfen.“

Informationen: Universitäts- und Landesbibliothek, Dr. Joachim Kreische, Tel. 0211 - 81-14785, Dr. Annemarie Nilges, Tel. 0211 - 81-12034

Anbiedern an das angelsächsische System?

„Internationale Kompatibilität“: Quo vadis?

VON VITTORIA BORSÒ
UND WERNER STÜBER

Gute Wissenschaft ist ihrem Wesen nach international. Doch sind es auch die Systeme ihrer Vermittlung?

Die Antwort ist leicht: Obwohl sich gute Forschung von je eher in einem internationalen Raum bewegt, sind ihre Strukturen in nationalen Grenzen organisiert. Forscher - ob sie als Gastwissenschaftler in Deutschland sind, oder ob sie ins Ausland reisen - befinden sich mit unterschiedlichen Systemen und Institutionen konfrontiert. Deshalb scheitert oft die Konkretisierung internationaler Forschungsprojekte an mangelnder internationaler Infrastruktur.

Dabei sind die Kompatibilitätsprobleme im Bereich der Lehre noch viel grundsätzlicher. Das haben seit Jahren auch die bildungs- und außenpolitischen Verantwortlichen in Brüssel, Berlin und den anderen europäischen Hauptstädten erkannt, und sie haben mit dem Bologna-Prozess Strukturen auf den Weg gebracht, die die komplexen Innovationsprozesse über nationale Grenzen hinweg organisieren sollen.

Historisches: Was ist im deutschen Bildungssystem erreicht worden?

Mehr als die Hälfte aller ausländischen Studierenden in Deutschland studieren zwar in Nordrhein- Westfalen, Baden- Württemberg und Bayern, doch geht insgesamt die Attraktivität des Studienstandortes Deutschland zurück. Darauf ist zuletzt vom Expertenrat und seit Mitte der neunziger Jahre auf Bundesebene wiederholt hingewiesen worden. Besonders deutlich wird dies im Verhältnis zu den überdurchschnittlichen Wachstumsraten in bestimmten Ländern wie Japan und Australien oder in Anbetracht der Trendwenden in wichtigen Herkunftsländern, etwa des südasiati-



Prof. Dr. Vittoria Borsò
(Romanisches Seminar), Prorektorin
für internationale Angelegenheiten,
Tel 81-10030

Dr. Werner Stüber, Leiter des Akademischen Auslandsamtes,
Tel 81-13100

schen Raumes oder in den so genannten Transformationsländern des ehemaligen Ostblockes.

Für ausländische Graduierte und Postgraduierte gelten Hochschulen im angelsächsischen Raum als erste Präferenz. Der Präsident des DAAD führte anlässlich der Einführung des 2. DAAD-Aktionsprogramms Zahlen an, wonach jede vierte Doktorurkunde in den USA, sogar jede dritte im Vereinigten Königreich, an einen Ausländer überreicht werde; Deutschland erreiche lediglich 6,7 Prozent. Das Interesse ausländischer Studierender mit einem ersten Abschluss im Heimatland (Bachelor) gilt dem Graduierten-Studium mit einem zweiten akademischen Abschluss, insbesondere auch einer Promotion.

Für ein solches Studium ergeben sich in Deutschland häufig administrative oder formale Schwierigkeiten. Dazu zählen a) die restriktive Anerkennung und Einstufung von Studienleistungen; b) der Mangel an zeitlich überschaubaren, den Graduiertenstudien im anglo-amerikanischen Systemen entsprechenden Angeboten; c) die mangelnde Anerkennung deutscher Abschlüsse in den Heimatländern (insbesondere das deutsche Diplom gilt als problematisch).

Neben diesen, das unmittelbare Studium betreffenden Problemen, zählen die - nur durch gezieltes Angebot von Fremdsprachen zu überwindenden - Sprachbarrieren zu den Nachteilen des Standortes Deutschland. Aber auch die ausländerrechtlichen Regelungen sind wenig entgegenkommend.

Das 4. Hochschulrahmengesetz vom 20. August 1998, das das zweiphasige System (Bachelor/Master) neben dem einphasigen vorsieht, stellte die entscheidende Wende dar.

Die deutschen Hochschulen haben sich nun darauf verständigt, dass sämtliche Studiengänge bis spätestens 2010 in das konsekutive Bachelor-/Mastersystem überführt werden sollen. Die Umstellung der bewährten deutschen (Diplom-) Studiengänge auf die Bachelor-Master-Struktur erscheint als unabdingbar, will man in Europa einen gemeinsamen Bildungs- und Forschungsraum mit Leben erfüllen. Dennoch sollte man diesen Prozess nicht als Ausverkauf der deutschen Bildungstradition oder als Anbiederung an simple Formen eines so genannten (an sich im Niveau differenzierten) angelsächsischen Systems betreiben oder verstehen, wie dies manch allzu innovationsgläubige Stimmen in der Bildungspolitik tun.

Bei den konsekutiven Studiengängen handelt es sich im Kern um formale und administrative Strukturreformen, die an unseren Hochschulen eine Kompatibilität mit internationalen Systemen schaffen sollen. Curriculare Inhalte und ihre Vermittlung müssen auch weiterhin als in der deutschen und europäischen Bildungstradition stehend begriffen werden. Der Verschulung, der (notwendigen) Praxisorientierung und den möglichen Problemen einer Verengung des Wissens durch die beruflich orientierte, konsekutive Struktur des Studiums sollte man mit Initiativen entgegenwirken, die den Geist der Universitas am Leben

erhalten. Deshalb ist die Gründung eines „studium universale“, die Rektor Labisch im Bericht 2010 für die Heinrich-Heine-Universität angekündigt hat, sehr zu begrüßen.

Diagnostisches und Prospektivisches: Was bleibt zu tun?

Der Bedarf an fächerübergreifenden Kompetenzen und länderübergreifenden Erfahrungen der Lehrenden und Forschenden steigt an. Maßnahmen zur Vermittlung der notwendigen Expertise müssen eingeleitet werden. Diese reichen von einer multilingualen Ausbildung der Studierenden bis zu einer Beratung der Hochschullehrer im transnationalen Bildungsmanagement. Letzteres impliziert die Vertrautheit mit Förderprogrammen und die Etablierung internationaler Ausbildungs- und Forschungsnetze.

Welcher Handlungsbedarf, welche Handlungsfelder ergeben sich konkret für die Heinrich-Heine-Universität?

Die Agenda des Bereichs „Internationales“ enthält konsequenterweise folgende Prioritäten:

Interkulturelle und multilinguale Kompetenzen sind heute eines der Ziele von Bildung und Ausbildung. Die Vermittlung von interkulturellen Traditionen und Denkmodellen könnte zum Programm des „studium universale“ gehören, wie Fremdsprachen ein selbstverständlicher Teil der heutigen kommunikativen Kompetenzen sind. Zusammen mit den Fakultäten wird von daher über die Gründung eines Fremdsprachenzentrums beraten. Neben anderen Fremdsprachen haben in einem solchen Zentrum auch ausländische Studierende und Gastwissenschaftler die Möglichkeit, Deutsch als Fremdsprache zu lernen.

Mindestens ein internationaler Studiengang mit den auf Bundesebene gemäß dem Bologna-Prozess vorgegebenen Parametern sollte etabliert werden.

Bilaterale Studiengänge der Deutsch-

Französischen-Hochschule oder auch der neu gegründeten Deutsch-Italienischen-Hochschule sowie auch bilaterale Promotionen (cotutelles-de-thèse) müssen forciert werden.

Förderprogramme und Förderinstitutionen zugunsten internationaler Netzwerke in Forschung und Lehre haben sich in den letzten Jahren vermehrt und diversifiziert. Eine effiziente Wahrnehmung des Anreizsystems im Bereich internationaler Aktivitäten ist zwar auch im Zuge der immer dringlicher werdenden Einwerbung von Drittmitteln notwendig, stellt aber neue Anforderungen an die Kommunikations- und Informationseffizienz nach Innen und Außen.

Neben der Nutzung der Homepage des Bereichs „Internationales“ sollen zusätzlich zur Senatskommission für Internationale Angelegenheiten (SKIA) auch Expertenforen als Orte der Information und des Austauschs intensiviert werden. Diese sind:

- Treffen der Gastwissenschaftler/innen (jeweils SS und WS)
- Humboldt-Forum im Schloss Mickeln (HF) (jeweils Ende des SS), nächster Termin: 08. Juli

Durch strategische Medien- und Öffentlichkeitsarbeit und gezielte Außendarstellung sollte die Präsenz der Universität als Institution im internationalen Raum vermittelt werden. Workshops mit der internationalen Wirtschaft am Standort Düsseldorf und die Beteiligung an ausgewählten internationalen Bildungsforen gehören zu diesen Maßnahmen.

Begleitmaßnahmen im Dienstleistungsbereich stellen einen Beitrag zur internationalen Attraktivität des Hochschulstandortes Düsseldorf dar. Zu nennen sind z.B. das durch den DAAD geförderte Projekt iSOS (internationaler StudierendenOrientierungsService) und der Mobiler Service der Ausländerbehörde.

Das jetzt im MAGAZIN eröffnete „Forum für Internationales“ ist ein Schritt in die oben genannte Richtung. Dieses

Forum soll zu einer Kultur des Meinungsaustauschs in Sachen Internationalisierung beitragen.

Wir laden Sie deshalb zu Ihrer Meinungsäußerung über die hier dargelegte Sicht der Probleme ein.

Wie immer Sie sich äußern, ob kritisch oder zustimmend, Ihre Meinung ist uns willkommen!

Tiere in Not! Wir helfen! · TIERSCHUTZVEREIN gegründet 1873

Alexanderstraße 18 · 40210 Düsseldorf · Telefon (02 11) 13 19 28

Clara-Vahrenholz-Tierheim · Rüdigerstr. 1 · Düsseldorf-Rath · Telefon 65 18 50

Spendenkonten: Kreissparkasse Düsseldorf, Kto.-Nr. 1 040 930 (BLZ 301 502 00)

Stadtparkasse Düsseldorf, Kto.-Nr. 19 068 758 (BLZ 300 501 10)



„Eiserne Vorhänge“ in den Köpfen?

Studierendenaustausch an der Medizinischen Fakultät

VON SIBYLLE SOBOLL

Studieren im Humboldt'schen Sinne bedeutet nicht nur den simplen Erwerb eines akademischen Abschlusses oder eines akademischen Grades; studieren sollte vielmehr auch heißen, späte Spezialisierung und Einengung auf den Beruf, Zeit zum Suchen nach dem Sinn des Lebens, Zeit zur Urteilsfindung. Diesen schönen Zielen ist ein Aufenthalt im Ausland sehr dienlich. Mehr noch ist im Zeitalter der Globalisierung ein Auslandsaufenthalt fast unabdingbarer Baustein in der Ausbildung, nicht nur von Akademikern, geworden.

Unsere Zeit steht jedoch nicht nur im Zeichen der Globalisierung; es ist eine Zeit, in der keiner mehr Zeit hat.

Dies gilt in besonderem Maße für das Medizinstudium. In das Fach Medizin finden heute praktisch alle Disziplinen der Naturwissenschaft, aber auch die Geisteswissenschaften Geschichte, Philosophie und Ethik, Eingang.

Medizinstudenten lernen daher in einem streng verschulten Curriculum, mit diesem immensen Stoff umzugehen. Es verwundert nicht, dass in der Vergangenheit die praktische Anwendung des Gelernten im Studium zu kurz kam. Daher wurde mit der neuen ärztlichen Approbationsordnung (AO), die seit dem WS 03/04 in Kraft ist, eine Neustrukturierung des Medizinstudiums mit mehr Unterricht am Krankenbett in kleinen Gruppen gefordert. Die Idee ist gut und richtig, die Praxis ist, wie so oft, problematisch, wie ich am Düsseldorfer Medizinstudium zeigen möchte:

In Düsseldorf haben wir uns ein hohes Ziel gesteckt: Die Medizinstudierenden sollen, an den gängigsten Krankheitsbildern orientiert, auf Station und in Seminaren das theoretische und praktische Wissen für ihren Beruf erlernen. Für die 24 Leitsymptome, die von den Ärzten des Klinikums als grundlegend ausgewählt wurden, benötigen die ca. 250 Studierenden jedes



Prof. Dr. Sibylle Soboll (Biochemie), Studiendekanin und Auslandskoordinatorin der Medizinischen Fakultät, Mitglied der Ständigen Kommission für internationale Angelegenheiten, Tel. 81-14576

klinischen Jahrgangs zwei Semester. Dieser Kleingruppenunterricht ist zeitaufwendiger als der bisherige Frontalunterricht. Dozenten und Studenten haben jedoch nach der neuen AO für das Medizinstudium nicht mehr Zeit, als nach der alten AO. Die Folgen davon sind noch stärkere Verschulung und strengere Organisation.

Sie haben richtig gelesen, wenn Sie bemerken, dass dies ein Düsseldorfer Modell ist, das heißt, es gibt auch Heidelberger, Stuttgarter, Münchner, etc. Modelle.

Dadurch wird es für die ausländischen Universitäten schwieriger, ihre Studierenden zu uns zu schicken; in diesem kreativen Chaos an Studiengängen wird ein Vergleich der deutschen Lehrveranstaltungen mit dem Curriculum im eigenen Lande sehr kompliziert. Dies wird die Mobilität nach Deutschland, die schon das Handicap der Schwierigkeit der Sprache hat, noch weiter erschweren.

Auch für unsere Düsseldorfer Studenten wird ein Auslandsstudium während der klinischen Ausbildung schwieriger: Die Studierenden aus Deutschland haben nur eine sehr geringe Flexibilität bei der Auswahl der Lehrveranstaltungen, die sie im Ausland belegen können. Die Besonder-

heiten unseres an speziellen Krankheitsbildern orientierten Unterrichts macht es beispielsweise unmöglich, während dieser Studienphase an einer ausländischen Universität zu studieren, da eine vergleichbare Kombination über ein Jahr hinweg schwer in einer anderen Fakultät zu finden sein wird.

Dennoch wird es weiterhin möglich sein, im Ausland eine Famulatur zu machen oder einen Teil des Praktischen Jahres in einem Lehrkrankenhaus im Ausland zu verbringen. Diese Möglichkeit wird daher von den Medizinstudierenden am häufigsten gewählt. So absolvieren derzeit rund ein Drittel aller Studierenden mindestens vier Monate des Praktischen Jahres an einem Lehrkrankenhaus im Ausland.

Ein weiteres Problem in der Medizin stellt der Austausch von Studierenden mit dem mitteleuropäischen oder osteuropäischen Ausland dar. Während viele Studierende der Medizin aus Polen, Tschechien, der Slowakei, Rumänien und Ungarn sich um ein Auslandssemester in Düsseldorf bewerben, ist die Zahl der Düsseldorfer Studierenden, die dorthin gehen wollen, minimal. Deutsche Studierende der Medizin haben wenig Interesse, in ein Land zu gehen, dessen medizinischer Standard nach ihren Vorstellungen niedriger ist als der Standard in Deutschland. Unsere Studierenden zieht es vielmehr nach England oder besser noch, in die USA. Dabei haben Universitäten in den großen Städten wie Prag, Warschau oder Budapest durchaus Kliniken mit vergleichbarem Standard wie Deutschland und bieten sogar Studiengänge in englischer Sprache an. Amerikanisierung statt Globalisierung? Der über Jahrzehnte in der Politik praktizierte eiserne Vorhang sitzt noch fest in unseren Köpfen.

Meines Erachtens besteht die Aufgabe der Auslandskoordinatoren auch darin, „eiserne Vorhänge“ in den Köpfen unserer Studierenden abzubauen und Horizonte zu erweitern - in alle Richtungen.

„English is not enough...“

EU-Erweiterung: Fremdsprachen im studium universale

VON LOTHAR MATTHES

„English is not enough“ - so lautet das Motto einer im April 2004 im tschechischen Olomouc veranstalteten Tagung „Language Learning in Europe“. Hieran anknüpfend stellt sich die Frage: Was hat die Vermittlung weiterer Fremdsprachen neben Englisch an der Universität - außerhalb der jeweiligen Philologien - zu suchen? Was ist zur Dominanz des Englischen anzumerken - einerseits sprachpolitisch, andererseits im Blick auf dessen Bedeutung an der Hochschule?

Für die Einschätzung des Englischen im Weltmaßstab ist folgende Meldung von überraschendem Neuheitswert: Wie auch in deutschen Zeitungen kürzlich referiert, hat der britische Linguist David Graddol in der Zeitschrift „Science“ folgende Zahlen vorgelegt: Während Mitte des 20. Jahrhunderts für 9 Prozent der Weltbevölkerung das Englische Muttersprache war, wird dieser Anteil im Jahr 2050 auf etwa 5 Prozent gesunken [!] sein. Das heißt: unter unseren Enkeln wird Englisch - verglichen mit der Elterngeneration - proportional um fast die Hälfte seltener vertreten sein.

Die „Verluste“ des Englischen schlugen hiernach u. a. zu Buche bei wachsenden „Sprecherzahlen“ des Spanischen und des Arabischen. Glaubt man an die Stichhaltigkeit dieser Untersuchungen, ist die These vom unaufhaltsamen Siegeszug des Englischen kaum mehr aufrecht zu erhalten.

Das Fazit hieraus: Es ist zu prüfen, in welchem Ausmaß die hiesige „Anglofizierung“ nicht einer sehr „germanozentrisch“ verzerrten Sichtweise der Sprachenlandschaft entspringt.

Angesichts wachsender Internationalisierung erfordert die Alltags- wie die berufliche (Fach-)Kommunikation von Akademikern Kompetenz in mehr als ei-



Dr. Lothar Matthes
(Romanisches Seminar), Mitglied
der Ständigen Kommission für
internationale Angelegenheiten
Tel. 81-15644

ner Fremdsprache. Für die Vorbereitung hierauf kann sich die Universität nicht aus der Pflicht genommen sehen: Denn schulische Defizite gilt es zu beheben - Defizite, die weniger aus einem Versagen der Lehrer resultieren als daraus, dass das schulische Fremdsprachendepotat bekanntlich in letzter Zeit stark geschrumpft ist - ein Trend, der zum vereinten Europa überhaupt in eklatantem Widerspruch steht.

Fast zwangsläufig ergibt sich hieraus die Forderung, das Fremdsprachenlernen an der Uni geradezu zu einem Kernfach aufzuwerten. Was läge näher als diese Aufgabe im Rahmen eines auch in Düsseldorf unter dem neuen Rektorat geforderten studium universale anzusiedeln?

Für Absolventen gleich welcher Fachrichtung wünschbar, ja dringend notwendig schiene dies allemal. Unter zahlreichen konkreten Fallsituationen akut vermisster Sprachenkompetenz sei hier nur auf ein ganz aktuell festgestelltes Defizit verwiesen:

Dass u. a. in Verwaltungen tätige Deutsche (diese haben nicht selten ein

Studium absolviert), dass gerade Verwaltungsbeamte einen massiven Nachholbedarf bei den Sprachen haben, war am 5. April 2004 im Tagesspiegel in alarmierender Deutlichkeit zu lesen: „Von den Beamten, die zwischen 2000 und 2002 eingestellt wurden, haben 58 Prozent seit ihrer Schulzeit nie mehr einen Sprachkurs besucht.“ Angesichts einer „oft beklagten Unterrepräsentanz [der Deutschen] in internationalen Institutionen“, der so genannten „deutschen Delle“, fordert eine Berliner Initiative gar, „für den höheren Dienst einen zwölfmonatigen Auslandsaufenthalt [samt Sprachkurs versteht sich] zur Einstellungsvoraussetzung zu machen.“

Eine Vermittlung der wichtigsten Fremdsprachen im Horizont „Europa“ - studienfachübergreifend in einem Fremdsprachenzentrum organisiert - könnte in Absetzung von jenen viel zitierten „global players“ vielleicht sehr viel bescheidenere „Europäische Mitspieler“ heranbilden, Mitspieler, die weniger taubstumm - wie allzu häufig - beim internationalen Dialog in gleich welcher beruflichen oder privaten Sphäre kompetent „mitspielen“ in der Lage wären.

Faire Verfahren von Richtern in Uniform?

Militärgerichte urteilen über Zivilisten: ein Widerspruch?

VON ROLF WILLHARDT

Als die Idee zu dieser Dissertation entstand, galt die junge Juristin als Exotin: „eine Orchideenarbeit“. Dann kamen der 11. September 2001 und die Folgen. Plötzlich gewann das Projekt eine neue Dimension. Militärgerichtsbarkeit und Terroristenprozesse, - sind sie miteinander vereinbar?

Die Frage der Vereinbarkeit von Strafverfahren vor Militärgerichten mit dem Recht auf ein faires Verfahren wird auf internationaler Ebene seit langem diskutiert.“ Die Düsseldorfer Juristin Jeanine Bucherer (34) hat in ihrer Doktorarbeit erstmals versucht, diese Diskussion systematisch zu analysieren. „Seit der amerikanische Präsident George W. Bush am 13. November 2001 mit der Militärverordnung ‚Detention, Treatment, and Trial of Certain Non-Citizens in the War against Terrorism‘ die Grundlage für Militärkommissionen schuf, um Al Qaida-Mitglieder und Talibankämpfer strafrechtlich zu verfolgen, interessiert sich auch eine breite Öffentlichkeit für das Thema“, so die Juristin. „Die Frage lautet: Ist es zulässig, Militärgerichte zur strafrechtlichen Verfolgung von wirklichen oder vermeintlichen Terroristen einzusetzen?“

Jeanine Bucherer studierte Jura in Bonn und Lausanne, hat in Belfast Strafprozesse vor so genannten „Diplock Courts“ verfolgt (u. a. gegen die IRA), war in Peru während ihres Referendariats u. a. bei der Defensoria del Pueblo, dem Ombudsmann, mit Menschenrechtsfragen befasst und erlebte in dem Andenstaat die juristische Auseinandersetzung mit der Terrororganisation „Leuchtender Pfad“. So entstand über Jahre fast zwangsläufig das Interesse für die Thematik.

Die europäische (EMRK) und die amerikanische (AMRK) Menschenrechtskon-



Militärgericht à la Hollywood: Ein junger Navy-Anwalt (Tom Cruise) verteidigt zwei Marines wegen Mordes an einem Kameraden. Ein klassisches internes Disziplinarverfahren in den Streitkräften, eben „Eine Frage der Ehre“ (1992). Militärgerichte werden international jedoch auch bei Strafverfahren gegen Zivilisten eingesetzt. Können sie fair urteilen?

Foto: Columbia Tristar

ventionen sowie der UN-Pakt über bürgerliche und politische Rechte sind die wichtigsten allgemeinen Menschenrechtsverträge. Allen drei gemeinsam: das Recht auf ein faires Verfahren mit all seinen Facetten, zum Beispiel Verteidigung durch einen Anwalt bei einem Strafprozess, und natürlich Öffentlichkeit.

Jeanine Bucherer hat in ihrer Arbeit die Spruchpraxis der Kontrollorgane analysiert, die eingesetzt sind, um die Einhaltung dieser Verträge zu überwachen: die so genannten Straßburger Organe (Europäische Kommission und Europäischer Menschenrechtsgerichtshof), die Interamerikanischen Organe (Kommission und Gerichtshof) und den UN-Menschenrechtsausschuss. Die Quellen für die Dissertation? „Die Entscheidungen sind heute alle im Internet. Vor zehn Jahren hätte ich mein Projekt ohne den Zugriff auf internationale elektronische Datenbanken noch gar nicht verwirk-

lichen können!“, berichtet Jeanine Bucherer, die jetzt beim Westdeutschen Handwerkertag in Düsseldorf arbeitet.

In fast allen Rechtsordnungen auf der Welt existieren Militärgerichte. Für Disziplinarverfahren von Angehörigen der Streitkräfte (Ehrengerichte), für Straftaten von Soldaten gegen Soldaten. Von Soldaten gegenüber Zivilisten.

Bucherer: „Dabei gibt es ‚das‘ Militärgericht so wenig, wie es ‚das‘ ordentliche Gericht gibt. So werden Militärgerichte in der angelsächsischen Welt typischerweise ad-hoc, also für einen Einzelfall, gebildet. In einer Reihe von Staaten haben diese Gerichte in Kriegszeiten mehr Kompetenz als im Frieden. Überhaupt ist festzustellen, dass die Zuständigkeiten unterschiedlich ausgestaltet sind.“

Die Kontrollorgane hatten und haben sich vor allem mit zwei Fallgruppen zu befassen: Strafverfahren vor Militärgerichten gegen Zivilisten sowie gegen Ange-

hörige der Streitkräfte wegen Menschenrechtsverletzungen.

Beispiel: Der UN-Menschenrechtsausschuss entschied in den 70er und Anfang der 80er Jahre eine Reihe von Beschwerden gegen Uruguay, in denen Dissidenten die Verletzung des Rechts auf ein faires Verfahren geltend machten. Sie wurden bestätigt. „Allgemein formulierte der Ausschuss, dass Militärgerichte nicht per se konventionswidrig sind. Sie dürften aber nur ausnahmsweise zur strafrechtlichen Verfolgung von Zivilpersonen eingesetzt werden“, so Bucherer.

In den 90er Jahren befassten sich auch die Straßburger Organe mit Strafverfahren vor Militärgerichten. „Dabei ging es um zwei Fallgestaltungen“, erläutert die Juristin. „Zum einen um Beschwerden gegen das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Nordirland, sie betreffen Besonderheiten des angelsächsischen Typus von Militärgerichten. Sollten die US-amerikanischen Militärkommissionen, wie sie Präsident Bush jetzt eingesetzt hat, jemals vom Menschenrechtsausschuss begutachtet werden, wird wohl auf deren Spruchpraxis Bezug genommen, es gibt deutliche Parallelen.“

Die zweite Fallgruppe betrifft die Staatssicherheitsgerichte der Türkei. „Die bestanden bis zum Fall des PKK-Vorsitzenden Abdullah Öcalan aus zwei Zivilen und einem Militärrichter und waren zuständig für Straftaten gegen die territoriale Integrität, die unteilbare Einheit

der Nation u. a.. In zeitlichem Zusammenhang mit dem Prozess gegen den Kurdenführer Öcalan änderte die Türkei die Zusammensetzung, nachdem Straßburg immer wieder die Verletzung des Rechts auf ein faires Verfahren festgestellt hatte.“

Für Wirbel sorgte 1997 auch ein Prozess gegen vier chilenische Zivilisten in Peru, die dort wegen „Vaterlandsverrats“ angeklagt worden waren und deren Verfahren als Verstoß gegen die Menschenrechte gebrandmarkt wurde. Ergebnis: Peru widerrief prompt seine Unterwerfungserklärung unter die Jurisdiktion des inter-amerikanischen Gerichtshofes.

Vorläufiges Fazit der Düsseldorfer Juristin: „Mit der Zeit haben sich die Kontrollorgane immer deutlicher geäußert, dass Militärgerichte in ihrer Zuständigkeit beschränkt sind. Das steht nicht in den Verträgen, sondern ist durch Auslegung zu ermitteln.“

Jeanine Bucherers Doktorarbeit trägt den Titel „Die Vereinbarkeit von Militärgerichten mit dem Recht auf ein faires Verfahren gemäß Art. 6 Abs. 1 EMRK, Art. 8 Abs. 1 AMRK und Art. 14 Abs. 1 des UN-Paktes über bürgerliche und politische Rechte“.

Kontakt: jeanine.bucherer@handwerk-nrw.de

Prof. Schlehofer neuer Dekan

Prof. Dr. Horst Schlehofer (Strafrecht und Strafprozessrecht) ist seit 1. April neuer Dekan der Juristischen Fakultät und trat damit die Nachfolge von Prof. Dr. Helmut Frister an.

Schlehofer wurde 1955 in Bochum geboren. Im Wintersemester 1973/74 nahm er an der Ruhr-Universität Bochum das Studium der Rechtswissenschaft auf. Er unterbrach es für die Zeit des Zivildienstes und schloss es 1980 mit dem Ersten juristischen Staatsexamen ab. Danach wurde er Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Dr. Herzberg (Ruhr-Universität

Bochum, Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht und Allgemeine Rechtslehre) und promovierte 1984 mit einer Arbeit über „Einwilligung und Einverständnis“. Es folgten das Referendariat und 1987 das Zweite juristische Staatsexamen. Auch während dieser Zeit und danach noch bis 1993 blieb er Mitarbeiter von Prof. Dr. Herzberg.

Im Sommersemester 1991 übernahm er einen Lehrauftrag an der Universität Potsdam, im Wintersemester 1993/94 eine Lehrstuhlvertretung an der Universität Rostock. Während des Wintersemesters 1993/94 habilitierte er sich an der

Juristischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum mit einer Schrift über „Vorsatz und Tatabweichung“ in den Fächern Strafrecht und Strafprozessrecht. 1994 wurde er zum Hochschuldozenten an der Ruhr-Universität Bochum ernannt.

Nach Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten Potsdam, Bonn und Dresden wurde er 1996 auf eine C3- Professur für Strafrecht und Strafprozessrecht an der Heinrich-Heine-Universität berufen. Seither lehrt er in Düsseldorf neben Strafrecht und Strafprozessrecht auch Jugendstrafrecht, Strafvollzugsrecht und Kriminologie.

Zum Hochschulkonzept 2010

Deutschland bewegt sich“ - dies lesen wir jedenfalls gelegentlich in der Presse. Für die Universitäten, für die Wissenschaftslandschaft in Deutschland gilt dies seit Jahren. In einer solchen Situation ist es gut zu wissen, wer man ist und wohin man will.

Das Rektorat der Heinrich-Heine-Universität hat sich daher im Oktober 2003 vorgenommen, die Ziele und Wege der Universität zu erörtern. Fast zur gleichen Zeit hat das Wissenschaftsministerium des Landes Nordrhein-Westfalen begonnen, die Hochschulen des Landes in einem neuen Planungsverfahren zu bewerten und neu auszurichten: „Die Stärken stärken“ - so lautet die Devise, mit der Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft ihr „Hochschulkonzept 2010“ vertritt.

Im Januar 2004 brach unerwartet die Diskussion um sog. Elite-Universitäten los: Diese Diskussion hat zumindest Eines gebracht: Wissenschaft, Forschung und Lehre sind in Deutschland zu einem Thema für die Titelseite geworden. Dies ist längst überfällig.

Alle diese verschiedenen Vorgänge zeigen, dass der bereits im Sommer 2003 gefasste Plan des Rektorates, Ziele und Wege neu zu bestimmen und in der Universität einen entsprechenden Diskussionsprozess in Gang zu setzen, unerlässlich ist.

Das Rektorat der Heinrich-Heine-Universität widmete sich daher zwei abgestimmten Aufgaben.

Rein pragmatisch ging es zunächst einmal darum, der Berichtspflicht der Universität im Rahmen des Hochschulkonzepts 2010 zu genügen.

Im Eigentlichen ging und geht es dem Rektorat aber darum, ein Strukturpapier zu erarbeiten, das der gesamten Universität als Grundlage einer neuerlichen Selbstvergewisserung, ggf. auch Neuorientierung nach innen wie nach außen dient.

Dieses Arbeitspapier hat unter dem Titel „Hochschulkonzept 2010“ zu einem engen und fruchtbaren Dialog im Rektorat, zwischen dem Rektorat und den Dekanen, in den Dekanaten sowie schließlich in den Fakultäten und wissenschaftlichen Einrichtungen geführt.

Das Arbeitspapier wurde in diesen Diskussionen ständig verbessert und ausführlich im Senat erörtert. Im März 2004 wurde es an das Ministerium für Wissenschaft und Forschung gesandt. Damit wurde zunächst einmal der Berichtspflicht genügt.

Die wesentliche Aufgabe des Arbeitspapiers liegt allerdings auf einer anderen Ebene: Es soll der Leitbilddiskussion innerhalb der Heinrich-Heine-Universität dienen und künftig die Grundlage für Entscheiden und Handeln der Gremien der Universität sein.

Aus diesem Grund wurde der Bericht zum „Hochschulkonzept 2010“ in bisher 500 Exemplaren an alle Fakultäten, Insti-

tute und Gremien der Universität versandt. Das gesamte Papier umfasst einen Text- und einen Materialteil von jeweils annähernd 50 Seiten.

Um alle Mitglieder der Universität zu erreichen und an der Grundsatzdiskussion zu beteiligen, werden in diesem Uni-MAGAZIN Ausschnitte des Konzepts, und zwar das „Leitbild“ und die „strategischen Ziele“, abgedruckt. Der gesamte Bericht kann im Rektorat, ggf. auch in den Dekanaten und Instituten eingesehen werden.

Um allen Interessierten die Möglichkeit zu geben, das Papier zur Kenntnis zu nehmen, wird das „Hochschulkonzept 2010“ unter der Rubrik „Aktuelle Publikationen“ auf die Homepage der Universität gestellt. Es steht dort als pdf-File zur Verfügung. Auf die künftige Diskussion freuen wir uns alle.

Denn eines ist sicher: So verschieden auch einige Aussagen bewertet werden mögen, insgesamt wird uns diese Arbeit in unserem gemeinsamen Willen bestärken.

Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch M.A., Rektor



**Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch M.A.,
Rektor**

Die Diskussion ist eröffnet: Leitbild und strategische Ziele

Leitbild

Die Heinrich-Heine-Universität ist ihrem Namenspatron verpflichtet: Brillanter Intellekt, weltoffener Geist und weites Herz, Toleranz gegenüber anderen Menschen und Meinungen, Engagement für den Kulturraum Europa und die Stadt Düsseldorf - Leben, Werk und Vermächtnis Heinrich Heines sind der Universität ein dauernder Ansporn. Im Geiste ihres Namenspatrons ist es ein besonderes Anliegen der Heinrich-Heine-Universität, Wissenschaft und Forschung den Menschen in ihrem Umfeld nahe zu bringen.

Lehre, Wissenschaft und Forschung bilden ihrem Wesen nach eine Einheit: Sie sind auf reine Erkenntnis und Wahrheit gerichtet. Die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf versteht sich als eine freie „universitas“ der Lehrenden und Lernenden in der „universitas“ ihrer Fakultäten. Durch den internationalen Diskurs in den Natur- und Lebenswissenschaften, in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie in den Geistes- und Kulturwissenschaften ist sie in das nationale und internationale Netzwerk der Universitäten eingebunden. In ihrem regionalen und lokalen Umfeld wirkt die Heinrich-Heine-Universität als geistige Kraft.

Angesichts der Herausforderungen einer globalen wissensbasierten Informationsgesellschaft setzt die Heinrich-Heine-Universität auf eine umfassende Bildung. Die Universität betrachtet es als ihre Aufgabe, die natur- und lebenswissenschaftliche Forschung durch eine angemessene geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung zu einer universalen Gesamtschau zusammenzuführen. Lehrende und Lernende bilden sich zu kritischen und eigenverantwortlichen Persönlichkeiten, die über ihr Fach hinaus den Herausforderungen einer Weltgesellschaft gewachsen sind: Wissen, Können und Haltung sind gleichermaßen gefordert. Bildung schließt die musische und die leibliche Kultur ein: Musik, Kunst und Sport sind integrale Bestandteile der Campus-Kultur der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Um ihre Ideale verwirklichen zu können, muss die Heinrich-Heine-Universität autonom sein. Autonomie ist dabei umfassend zu verstehen: Lehre und Forschung, Ziele und Organisationsformen, die Auswahl von Lehrenden und Lernenden werden frei bestimmt, ebenso wie Finanzen und Personal sowie die Verbindungen zum örtlichen und regionalen Umfeld durch die Universität bestimmt und strukturiert werden. Langfristig strebt die Heinrich-Heine-Universität den Status einer freien, rechtsfähigen Stiftung an. Die Forderung nach Autonomie gilt ebenfalls für den inneren Aufbau: Die Ziele der Universität sind mit den ebenfalls autonom bestimmten Zielen der Fakultäten und zentralen Einrichtungen verwoben. Das vorgelegte Hoch-

schulkonzept bildet die Grundlage einer Leitbilddiskussion.

Die Mitglieder und die Absolventinnen und Absolventen der Heinrich-Heine-Universität sind stolz auf ihre Universität. Sie bilden eine Gemeinschaft, die sich um die Geschicke ihrer Alma Mater sorgt.

Strategische Ziele

Die Heinrich-Heine-Universität ist aus einer Akademie für Praktische Medizin (1907) bzw. einer Medizinischen Akademie (1923) entstanden. 1965 wurde sie mit der Medizinischen, der Philosophischen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät als Universität gegründet. Mit der Wirtschaftswissenschaftlichen (1989) und der Juristischen Fakultät (1993) hat sie sich zur Volluniversität entwickelt. Diese historischen Wurzeln bilden das Fundament der Heinrich-Heine-Universität. Die entstandenen Strukturen werden systematisch weiterentwickelt.

Im Februar 2004 sind etwas mehr als 25.000 Studierende an der Universität in knapp 90 Studiengängen eingeschrieben. Davon beträgt der Anteil der ausländischen Studierenden 8 Prozent. Durchschnittlich beenden jährlich ca. 1.800 Absolventinnen und Absolventen sowie Promovierte ihre Hochschulausbildung.

An der Universität mit ihren fünf Fakultäten sind ungefähr 3.500 Personen beschäftigt, davon gut 300 Professorinnen und Professoren, ca. 1.400 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, etwas über 1.000 nichtwissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie ca. 800 Drittmittelbeschäftigte. Am Klinikum sind weitere ca. 4.500 Personen beschäftigt, zu denen auch das nichtwissenschaftliche Personal der Medizinischen Fakultät zählt. Das Haushaltsvolumen (ohne das Klinikum) betrug im Jahr 2003 knapp 240 Millionen Euro, der Anteil der Drittmittel hieran belief sich auf 37 Millionen Euro. Der eigenständige Haushalt des Universitätsklinikums Düsseldorf für die Krankenversorgung beträgt weitere 260 Millionen Euro. Über die Medizinische Fakultät sowie über die wechselseitigen Mitgliedschaften der Leitung von Medizinischer Fakultät, Universitätsklinikum Düsseldorf und Rektorat im Dekanat der Medizinischen Fakultät, im Vorstand des Universitätsklinikums Düsseldorf beziehungsweise im Aufsichtsrat des Universitätsklinikums Düsseldorf sind die Medizinische Fakultät, das Universitätsklinikum Düsseldorf und die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf eng miteinander verbunden.

Fünf laufende Sonderforschungsbereiche, sechs SFB-Beteiligungen sowie ein in der Begutachtung befindlicher Transregio, sechs Graduiertenkollegs sowie eine Beteiligung, das BMFZ sowie zahlreiche, teils überaus erfolgreiche Firmenausgründun-

gen (Qiagen etc.) belegen die Exzellenz des Forschungsprofils der Heinrich-Heine-Universität in der medizinisch-naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung.

Die Heinrich-Heine-Universität verfügt über eine breite Basis starker Grundlagenfächer. Ihre Forschung und Lehre richtet die Heinrich-Heine-Universität am internationalen Niveau aus. Die Universität misst sich in den Forschungsfeldern Medizin, Lebenswissenschaften und Physik mit den besten Universitäten der Welt. Im nationalen und regionalen Umfeld strebt die Universität einen führenden Platz an. In der Forschung gilt dies etwa für die Schwerpunkte Kulturwissenschaft, Linguistik, Europäische Geschichtsdarstellungen und Jüdische Studien. In der Lehre belegt die Universität mit der Wirtschaftswissenschaftlichen und der Juristischen Fakultät sowie mit den Studiengängen Literaturübersetzen und Sozialwissenschaften nationale führende Plätze.

Die Ressourcensteuerung zwischen und in den Fakultäten und Fächern richtet sich nach den vereinbarten Schwerpunkten in Forschung und Lehre aus. Als Maßstab gilt zunächst die Interdisziplinarität sowohl innerhalb der Fakultäten als auch zwischen den Fakultäten; als Maßstab gilt ebenfalls die Kooperation mit benachbarten wissenschaftlichen Einrichtungen. Interdisziplinäre Cluster in der Forschung und Lehre werden gefördert. Gefördert wird ebenfalls die fachübergreifende Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Kooperation mit dem Forschungszentrum Jülich ist für die Heinrich-Heine-Universität unverzichtbar.

Die Berufungspolitik der Universität richtet sich nach den Schwerpunkten in Forschung und Lehre aus. Der Ausbau der Juristischen Fakultät wird in europarechtlicher Ausrichtung vollendet. Das Studium Modernes Japan entwickelt einen kultur- und einen sozialwissenschaftlichen Schwerpunkt. Die Informatik wird mit ihren Vernetzungen in die Medizin und in die Lebenswissenschaften sowie in die Physik weiter ausgebaut. Die Lebenswissenschaften vernetzen die Medizinische und die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät. Die Heinrich-Heine-Universität betreibt ihre Berufungsverfahren nach einem für alle Fakultäten geltenden Berufungsleitfaden. Auf diese Weise werden sowohl in den Fakultäten als auch fakultätsübergreifend Stellen umgewidmet und Ressourcen umgeschichtet.

Die Medizinische Fakultät ist in Wissenschaft, Forschung und Lehre eng mit den anderen Fakultäten der Universität vernetzt. Naturwissenschaften, Lebenswissenschaften und die Medizin arbeiten ebenso zusammen wie die Geistes- und Kulturwissenschaften und die Medizin. Dies gilt gleichermaßen für die Forschung wie für die Lehre. Diese Entwicklungen gilt es auszubauen. Das Biologisch-Medizinische Forschungszentrum (BMFZ) wird zukünftig durch ein Humanwissenschaftlich-Medizinisches Forschungszentrum (HMFZ) ergänzt. BMFZ und HMFZ bilden das Brückenglied zwischen Medizin, Naturwissenschaften und Humanwissenschaften.

Die Einheit von Wissenschaft, Lehre und Forschung wird in der Medizin durch die Krankenversorgung erweitert. Die ärztliche Praxis ist ein ständiger Ansporn, neue Fragen zu entwickeln. Medizinische Grundlagenforschung und Klinik sind eng

aufeinander bezogen. Die Medizinische Fakultät und das Universitätsklinikum Düsseldorf sind daher in Wissenschaft, Forschung und Lehre aufeinander angewiesen und stellen eine unzertrennliche Einheit dar. Durch die Verbindung der Medizin zu den Lebens- und Humanwissenschaften sind die Medizinische Fakultät und das Universitätsklinikum Düsseldorf ein zentraler Schwerpunkt in der strategischen Ausrichtung der Heinrich-Heine-Universität. Die Forschung und Lehre in der Medizin und in den Lebenswissenschaften sind ein erstrangiger Schwerpunkt für die derzeitige Ausrichtung und künftige Entwicklung der gesamten Universität. Ein vergleichbarer Schwerpunkt wird in der Verbindung von Medizin und den Humanwissenschaften entwickelt.

Um ihren Idealen nachzustreben, muss die Heinrich-Heine-Universität autonom sein: Strukturhoheit, Haushaltshoheit, Personalhoheit - dies ist zunächst erforderlich. Auf längere Sicht strebt die Heinrich-Heine-Universität den Status einer freien rechtsfähigen Stiftung an. Die Hochschule würde es begrüßen, wenn das Land Nordrhein-Westfalen in einer Übergangsphase im Sinne der Experimentierklausel nach dem Hochschulgesetz der Universität einen größeren Handlungsspielraum einräumen könnte. Grundlage hierfür sind hervorragende Leistungen in Forschung und Lehre

Autonomie gilt ebenfalls nach innen, d. h. die universitäre Gesamtplanung ist subsidiär mit den autonom - wenngleich in enger Absprache - erarbeiteten Einzelplänen der Fakultäten und zentralen Einrichtungen verzahnt. Auf der Grundlage der mit dem Rektorat abgestimmten Strukturpläne der Fakultäten wird der Ressourceneinsatz im Sinne der Gesamtstrategie permanent überprüft. Das vorgelegte Konzept bildet für das neue Rektorat die Grundlage einer weiterführenden Leitbilddiskussion. Die Kommunikation nach innen ist durch die enge Kooperation des Rektorates mit den Fakultäten und ihren Dekanen zu gewährleisten. Der Senat und die Kommissionen sind wesentliche Elemente der inneruniversitären Kommunikation. Aufgabe einer autonomen Universität ist es zudem, die Kommunikation in Stadt und Region aktiv zu betreiben.

Der Anteil staatlicher Finanzierung wird zurückgehen. Die künftige Entwicklung hat also bei begrenzten Ressourcen zu erfolgen. Deshalb ist es das Ziel der Universität, einen immer größeren Anteil ihrer Finanzen selbst zu erwirtschaften. Hier sind der Ausbau der Stiftungskultur, Patentierungen, Firmenausgründungen sowie medizinische Dienstleistungen auf internationaler Ebene zu nennen. Die Leistungen von Stiftern und Förderern werden immer bedeutender. Die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf hat in der Gesellschaft von Freunden und Förderern einen Partner, der die Universität Jahr für Jahr mit namhaften Beträgen fördert und ihr darüber hinaus in vielen einzelnen Problemen zur Seite steht. Um Lehrstühle erstmals oder im Ersatz zeitgerecht auszustatten, sind jedoch weitere Geldmittel erforderlich. Dazu müssen Stiftungszwecke zukünftig freier gestaltet werden können, das Stiftungsrecht insgesamt muss geändert werden. Die Universität wird Stiftungen im Körperschaftshaushalt weiter auf- und ausbauen. Die Heinrich-Heine-Universität ist in ein einzigartiges regionales und örtliches Umfeld eingebunden. Die Landeshauptstadt Düsseldorf

und die Region bilden ein prosperierendes, dynamisches und modernes Umfeld, das die Universität prägt und das auf sie einwirkt. Die Heinrich-Heine-Universität wirkt deshalb auch wirtschaftlich in ihrer Umgebung (Ausgründungen, Life-Science-Center).

Die Universität vermittelt ihren Studierenden eine gestufte akademische Qualifikation, die ihnen einen national und international sicheren Einstieg in das Berufsleben öffnet. Dabei werden moderne Formen des Lehrens und Lernens eingesetzt (z. B. e-learning). Angesichts der Herausforderungen einer globalen wissensbasierten Informationsgesellschaft legt die Heinrich-Heine-Universität Wert auf eine umfassende Bildung. Deshalb führt die Universität ein „studium universale“ ein. Veranstaltungen des „studium universale“ werden zugleich Bestandteile der Curricula der Bachelor- und Masterstudiengänge. Auf diese Weise wird der universitäre Charakter der akademischen Lehre bewahrt. Universitäre Bildung schließt neben der intellektuellen Herausforderung die musische und die leibliche Kultur ein: Musik, Kunst und Sport sind integrale Bestandteile der Campus-Kultur der Heinrich-Heine-Universität. Die Universitäts- und Landesbibliothek, das Universitätsorchester, der Kunstpfad und der Hochschulsport sind hierfür der Nukleus.

Sich der Forderung nach beruflicher Chancengleichheit der Geschlechter zu stellen, ist für die Universität gelebte Praxis. Dies spiegelt auch die Lebenseinstellungen der Mitglieder der Heinrich-Heine-Universität wider. Im Interesse ihrer Mitglieder ebenso wie aus ökonomischen Gründen forciert die Heinrich-Heine-Universität Projekte, die Frauen in der Familiengründungsphase dem Wissenschaftsbetrieb erhalten sollen. Dennoch ist die Förderung beruflicher Chancengleichheit keine originär wissenschaftliche Aufgabe. Die Berücksichtigung des politischen Gleichstellungsauftrags bei der Ressourcensteuerung durch das Ministerium für Wissenschaft und Forschung bewertet die Heinrich-Heine-Universität als wissenschaftspolitischen Fehler. Statt Leistungen für die Gleichstellung geht es hier um bürokratische Eingriffsmöglichkeiten. Der Parameter „Frauenförderung“ verzerrt die auf Leistungen in der Lehre und Forschung bezogenen Parameter.

Um diese Ziele zu erreichen, unternimmt die Hochschule im Rückgriff auf die Frauenförderpläne der Fakultäten vielfältige Anstrengungen. Hierzu zählen insbesondere die Unterstützung von Promovendinnen in der Familiengründungsphase in Gestalt von Stipendien und Kinderbetreuungsmaßnahmen bei Graduiertenkollegs. Wissenschaftliche Großprojekte wie etwa Sonderforschungsbereiche sollen prinzipiell Möglichkeiten gewähren, Kinder betreuen zu können. Des Weiteren sind nach der Familienphase Wiedereinstiegsstipendien in der Postdoc-Zeit wünschenswert, um sich in neueste Forschungsmethoden und Technologien einarbeiten zu können. Der Aufbau eines Mentorinnenprogramms zielt auf die Erhöhung der Berufschancen von qualifizierten Absolventinnen, die nicht den Verbleib in Forschung und Lehre anstreben.

Im Geiste ihres Namenspatrons ist es der Heinrich-Heine-Universität ein besonderes Anliegen, Wissenschaft und Forschung den Menschen in ihrem lokalen und regionalen Umfeld

nahe zu bringen. Eine Veranstaltungsreihe „Universität in der Stadt“ ist bereits etabliert. Die Juristische und die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät bauen über ihre exzellente Lehre ihre Verbindungen zur örtlichen und regionalen Wirtschaft, Justiz und Verwaltung aus. Darüber hinaus richten alle Fakultäten Weiter- und Fortbildungsangebote für die allgemeine Öffentlichkeit, für ausgewählte Berufsgruppen und für die fortlaufende akademische Fortbildung ein. Wegweisend ist hier die Business School. An ihr orientieren sich weitere Initiativen wie die geplante Weiterbildungsinstitution der Juristischen Fakultät oder die Internationale Sommer-Universität als Weiterbildungseinrichtung der Philosophischen, der Medizinischen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Die Universität erarbeitet derzeit ein Konzept ihres Weiterbildungspotentials. Zudem entwickeln die Fakultäten der Heinrich-Heine-Universität angemessene postgraduale Studiengänge.

Die notwendigen planerischen und administrativen Ressourcen für ein aktives Hochschulmanagement werden von der Universitäts- und Klinikumsverwaltung (letztere im Sinne der Auftragsverwaltung) bereitgestellt. Ihre dienstleistungsorientierte Arbeit ist mit der akademischen Seite der Universität eng verzahnt. Beide Verwaltungen wirken mit bei:

- der Verbesserung der Leitungs- und Entscheidungsstrukturen;
- der hochschulinternen leistungs- und belastungsbezogenen Ressourcensteuerung;
- dem Hochschulcontrolling nebst Einführung von Evaluations- und Qualitätsentwicklungsverfahren;
- der Entwicklung und Umsetzung von Modellen der internen Kosten- und Leistungsverrechnung;
- der Entwicklung von Auswahlverfahren für Studienbewerber sowie der Verbesserung der Studierendenbetreuung;
- der Öffentlichkeitsarbeit und des Universitäts-Marketing.

Grundlage bildet ein bis auf die Ebene der einzelnen Lehr- und Forschungsbereiche differenziertes flächendeckendes Berichtswesen. In einzelnen Kernbereichen wird es darüber hinaus tiefer gehende Berichtssysteme geben. Dies gilt z. B. für den Drittmittelreport, der den Drittmittelhaushalt der Universität bis hinunter zur Ebene der Professuren differenziert darstellen wird.

Das Rektorat und die Dekane aller Fakultäten haben sich unter Einbeziehung der Ständigen Kommission für Planung mehrfach mit dem nunmehr vorliegenden Planungskonzept befasst. Es wurde in einer iterativen Vorgehensweise gemeinsam erarbeitet und basiert auf einem umfassenden Konsens. Der Bericht wurde vom Senat in seiner Sitzung am 03.02.2004 verabschiedet.

Unterschiedliche Ansätze in den Rechtssystemen

Düsseldorfer Juristen besuchten ihre Partner in Herzliya/Israel

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Eine Partnerschaft, die trotz schwieriger politischer Bedingungen lebt, ist die zwischen der Juristischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität und dem Interdisciplinary Center of Herzliya in Israel. Im März waren fünfzehn Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter und Studierende aus Düsseldorf für sieben Tage in Israel zu Gast.

Der diesjährige Besuch stand unter dem Oberthema Verfassungsrecht. Die zehn Studierenden bzw. wissenschaftlichen Mitarbeiter und die zehn israelischen Studierenden beleuchteten an drei Tagen verfassungsrechtliche Probleme aus israelischer und aus deutscher Sicht. „Da wurde zum Beispiel das Thema ‚Unabhängigkeit von Richtern im Verfassungsrecht‘ einmal aus israelischer und im zweiten Vortrag aus deutscher Perspektive geschildert“, erklärt Susanne Schwarz, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Prof. Dr. Dirk Olzen, der die Partnerschaft auf der deutschen Seite betreut. „Es war interessant zu beobachten, dass die Israelis bei einigen Fragen dachten, wir würden das Problem bei uns überhaupt nicht kennen, so bei der Terrorismusbekämpfung“, beschreibt Schwarz ihre Erfahrungen. „Dass das in Deutschland ein Thema ist,

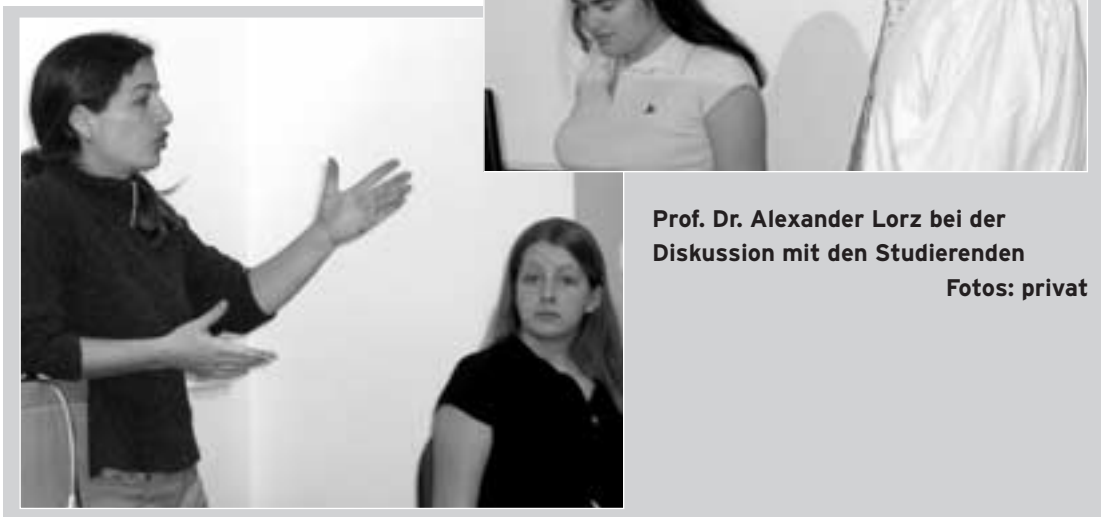
war in Israel absolut unbekannt.“ Von solchen Fragen kamen die Wissenschaftler und die Studierenden auch auf allgemeine Unterschiede in beiden Rechtssystemen: „Das andere Familienrecht hat uns sehr beeindruckt“, stellt Susanne Schwarz fest. „Es gibt in Israel hierfür sowohl religiöse wie auch staatliche Gerichte, aber die Rechtsprechung erfolgt ausschließlich nach religiösem Recht. Eheschließungen oder Scheidungen werden entweder nach jüdischem oder nach muslimischem Recht durchgeführt, die Zivilehe ist unbekannt.“ Und Olzen ergänzt: „Der Einfluss der Religion auf das israelische Familienrecht ist sehr groß, die Trennung von Staat und Kirche, die bei uns relativ klar ist, gibt es in Israel so nicht.“

Die Studierenden lernen in solchen Zusammentreffen nicht nur fachliche Komponenten des anderen Rechts kennen, sondern begreifen auch die ganz unterschiedlichen Ansätze. Obwohl das israelische Recht heute stark vom angloameri-

kanischen geprägt ist, haben auch die vielen deutschen Einwanderer in den dreißiger Jahren ihre Spuren hinterlassen: „Die Jeckes - so nennt man die deutschen Juden, darunter viele Juristen, die damals eingewandert sind - haben viel Einfluss auf das israelische Recht genommen“, erklärt Olzen, „ähnlich sind etwa bestimmte geschichtliche Komponenten.“

Beeindruckt hat Susanne Schwarz vor allem die Offenheit der israelischen Studierenden und die andere Diskussionskultur. „Am ersten Abend hatten wir noch Angst, bestimmte Fragen anzusprechen, aber das ging ganz schnell vorbei, wir konnten über alles reden, alle waren sehr offen.“ Neben dieser Offenheit schätzt Prof. Olzen auch den interdisziplinären Ansatz, nach dem die Studierenden in Herzliya ausgebildet werden. „Gleich, welches Fach sie studieren, sie müssen dreißig Prozent ihrer Zeit ein zweites Fach hören. So bekommen sie einen sehr breiten Background.“

Die Verbindung der Düsseldorfer Juristen nach Herzliya existiert bereits seit zehn Jahren, der diesjährige Besuch war der siebte. Beide Fakultäten wollen ihre Kooperation noch ausbauen, so sollen die Teilnehmer des israelischen Masterprogramms ab 2005 für je zwei Wochen nach Düsseldorf kommen, um sich mit deutschem Wirtschaftsrecht zu beschäftigen. Und die israelische Gruppe, die die Studierenden und Wissenschaftler in diesem Jahr betreut hat, erwidert im nächsten Jahr den Besuch.



Prof. Dr. Alexander Lorz bei der Diskussion mit den Studierenden

Fotos: privat

Full Service oder das à la carte-Angebot

Das Koordinierungszentrum für Klinische Studien

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

In den Neunzigern konnte man deutliche Defizite in der klinischen Forschung feststellen, immer mehr Studien wurden ins Ausland verlagert“, erklärt Prof. Dr. Christian Ohmann die Entstehung des Koordinierungszentrums für Klinische Studien (KKS), das er leitet. Das BMBF förderte daher die Einrichtung von Koordinierungszentren, Düsseldorf war Vorreiter in NRW. Seit vier Jahren unterstützt diese Servicestelle der Medizinischen Fakultät Wissenschaftler bei der Durchführung von Studien, sei es, dass es um zulassungsrelevante Arzneimittel oder um neue Operationsmethoden geht.

Die Bandbreite, die derzeit betreut wird, ist groß. So wird in Kooperation mit dem Deutschen Diabetes Forschungsinstitut in Düsseldorf eine Untersuchung zur Ernährungstherapie bei Diabetes durchgeführt, daneben gibt es Zulassungsstudien für neue Medikamente oder, in Zusammenarbeit mit der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, einen Vergleich zweier Medikamente, die bei Schizophrenie angewendet werden. Derzeit laufen rund dreißig Projekte im KKS, davon sind zwanzig größere multizentrische Projekte, bei denen die Studienleitung an der Heinrich-Heine-Universität liegt. Zwischen einem

und fünf Jahren dauert die Durchführung eines Projekts, das KKS unterstützt die Mediziner dabei passgenau. „Wir liefern ganz nach Wunsch entweder full service oder das à la carte-Angebot“, beschreibt Projektmanagerin Aune Deimling die Arbeit. Entweder ist das KKS bei der kompletten Studie behilflich oder aber es übernimmt nur einzelne Aufgaben. Wählt man das „full service-Angebot“, dann entwickelt das KKS aus „in-



novativen und viel versprechenden Studienskizzen ein qualitativ hochwertiges Studienprotokoll“. Daneben wird auch die Suche nach Sponsoren unterstützt, das können pharmazeutische Unternehmen oder auch öffentliche Förderer wie EU, die Deutsche Krebsgesellschaft oder die DFG sein. Die Unterstützung bei der Durchführung reicht vom softwareunterstützten Datenmanagement bis zu Studienschwestern, die in den Kliniken vor Ort die Arbeit betreuen. Sie können et-

wa Patientenbefragungen übernehmen und entlasten die Kliniker. Bei der abschließenden Auswertung werden die gewonnenen Daten analysiert und die Abschlussberichte vorbereitet.

Neben der Unterstützung von Studien führt das KKS auch Fortbildungen für Ärzte und Qualifikationsmaßnahmen für Studienschwestern durch.

Gut zwanzig Mitarbeiter beschäftigt das Koordinierungszentrum, davon aber nur vier auf Dauerstellen. Finanziert wird die Einrichtung zu einem Viertel von der Medizinischen Fakultät, ein weiteres Viertel zahlt derzeit noch das BMBF. „Die andere Hälfte müssen wir selbst einwerben, z. B. über Zulassungsstudien für Pharmafirmen oder durch Studien, die von öffentlichen Institutionen gefördert werden“, erklärt Ohmann.

Die Anforderungen, die an Klinische Studien gestellt werden, wachsen beständig. Ohmann will darin aber nicht nur die wuchernde Bürokratie sehen, der wissenschaftliche Leiter des KKS ist überzeugt, „dass die Erhöhung der Bürokratie auch mehr Qualität bringt: Qualitätsinstrumente wie Monitore oder Audits haben durchaus ihren Sinn.“

**Kontakt: Koordinierungszentrum für Klinische Studien (KKS),
Tel. 0211-81-19701,
e-mail: KKS@uni-duesseldorf.de**



Als Campus Reseller für die Forschung & Lehre-Einrichtungen in Aachen, Düsseldorf, Gummersbach, Köln, Mönchengladbach/Krefeld sind wir in allen Fragen rund um Hard- und Software der Firma Sun Microsystems Ihr Ansprechpartner. Sie setzen auf Unix/Linux basierte Systeme? Dann sind Sie bei uns richtig! Die speziellen Programme für den F&L-Bereich sind Ihnen noch nicht bekannt? Kostenfrei für den F&L-Bereich erhältlich - die alternative Office-Lösung StarOffice 7.0!

Kommen Sie mit uns ins Gespräch: Systemhaus SAR GmbH • Arnold-Sommerfeld-Ring 27 • 52499 Baesweiler
Tel: 02401/91 95-0 • Fax: 02401/91 95-66 • email: sar@sar.de • Internet: www.sar.de

Macht uns die Umwelt früher alt?

Kongress über Molekulare Mechanismen in der Umweltmedizin

VON KATHARINA BEYEN

Vom 18. bis 20. März fand im Hörsaalgebäude der MNR-Klinik der Universität der erste internationale Kongress über molekulare Mechanismen in der Umweltmedizin statt.

Die Veranstalter waren das Institut für umweltmedizinische Forschung (IUF) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf gGmbH gemeinsam mit den SFBs 503 und 575 sowie der nordrhein-westfälischen Akademie der Wissenschaften (in Kooperation mit der International Society for Environmental Medicine, der Gesellschaft für Hygiene und Umweltmedizin, dem Europäischen Graduiertenkolleg „Molecular Mechanisms in Food Toxicology“ und dem Graduiertenkolleg 320 „Pathologische Prozesse des Nervensystems: Vorgehen und Verhalten“).

Kongresspräsident war Prof. Dr. Jean Krutmann, Direktor des IUF. Die Tagung, an der rund 250 Wissenschaftler aus 13 europäischen Ländern, den USA, Mexiko und dem Irak teilnahmen, stand unter der Schirmherrschaft des Bundesministers für Umwelt, der Ministerin für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW und der Ministerin für Umwelt des Landes NRW. In ihrer Begrüßungsansprache unterstrich Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft, dass das IUF und die Universität Düsseldorf sich durch Spitzenforschung auf dem Gebiet der Molekularbiologie auszeichnen.

Ziel der Veranstaltung war es, die Bedeutung molekularbiologischer Untersuchungen in der Umweltmedizin aufzuzeigen. So konnten in jüngster Zeit außerordentliche Fortschritte bei der Analyse zellulärer und molekularer Wirkmechanismen von Umwelttoxinen wie beispielsweise Schwebstäuben, UV-Strahlung, Dioxin, PAH erzielt werden. Die exakte Kenntnis dieser Reaktionsmechanismen



ist zum einen eine grundlegende Voraussetzung für die Identifizierung und Entwicklung sensibler und relevanter Biomarker für das Effektmontoring der Bevölkerung. Darüber hinaus bilden die gewonnenen Erkenntnisse die Grundlage für die Entwicklung neuartiger Verfahren zur Prävention und/oder Therapie umweltbedingter Erkrankungen. Von besonderer Aktualität sind hierbei umweltbedingte vorzeitige Alterungsprozesse, Allergien und Erkrankungen des Immunsystems sowie die Rolle von Nahrungsmitteln, die sowohl toxikologisch als auch präventiv bedeutsam sein können.

Auf wissenschaftlicher Ebene fand der Kongress eine uneingeschränkte positive Resonanz: Einhellig wurde von allen Teilnehmern die exzellente wissenschaftliche Qualität der Beiträge hervorgehoben. Als großer Erfolg ist auch die Einbeziehung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Form der teilnehmenden Graduiertenkollegs und SFBs zu werten, die ihre Arbeiten in Form von Postern und in den wissenschaftlichen Sitzungen mit dem Titel „Young Scientists in Environmental Medicine“ präsentierten. Neben der hohen Qualität der Beiträge dieser jungen Forscher waren die anschließenden sehr regen Diskussionen außerordentlich erfreulich.

Bereits nach dem ersten Tag wurde deutlich, dass mit dem Thema der Konferenz eine Thematik aufgegriffen wurde, die in dieser zusammenhängenden und interdisziplinären Form hier weltweit erstmals behandelt wurde. Gerade dieser thematische Ansatz entsprach offensichtlich einem grundlegenden Informationsbedürfnis der Kongressteilnehmer, und der interdisziplinäre Ansatz der Veranstaltung, die Experten unterschiedlicher Forschungsrichtungen zusammenbrachte, hat zu einem fruchtbaren Gedankenaustausch geführt. Daher wurde bereits am zweiten Kongresstag der Beschluss gefasst, die Düsseldorfer Konferenz zum Ausgangspunkt einer internationalen Kongressreihe zu diesem Thema zu machen. Die nächste Veranstaltung dieser Reihe wird im Jahr 2006 in Paris stattfinden.

Ein ausführlicher Bericht über den Kongress findet sich in der Ausgabe 1/2004 von „IUF aktuell“, der Zeitschrift des IUF, im Internet unter: http://www.iuf.uni-duesseldorf.de/aktuell/IUF_aktuell

**ab 44 €* je
Zimmer
9 € Frühstück**



Nur wenige Minuten von der
Heinrich-Heine-Universität entfernt:
Hotel ibis Düsseldorf Hauptbahnhof

modern - freundlich
zentral

alle 166 klimatisierten Zimmer
liegen zum begrünten Innenhof

**Buchen Sie unter:
Telefon 0211-1672-0
Fax 0211-1672-101**

*(nur für Universitätsstellen, gültig bis 12/04)

Studie zur Behandlung von Alkoholkrankheit

Die Rückfallquoten bei der Behandlung alkoholkranker Patienten sind erschreckend: Wenn die Therapie wirklich gut ist, erleiden „nur“ 50 Prozent der Patienten einen Rückfall. In der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie (Direktor: Prof. Dr. Wolfgang Gaebel) läuft nun eine Studie, die neue Möglichkeiten erprobt, diese Quote zu senken.

Zwischen zwei und sieben Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung sind alkoholabhängig. Doch nur wenige versuchen, die Krankheit mit einer Therapie zu bekämpfen und noch weniger halten diese durch. „Wir sehen nur die, die was machen wollen“, erklärt Dr. Eva Kilgus, eine der an der Studie beteiligten Therapeutinnen, und diesen Patienten macht die Abteilung für Allgemeine Psychiatrie mit Schwerpunkt Suchtkrankheiten folgendes Angebot: Im Rahmen einer Studie wird überprüft, inwieweit die Anwendung des Medikaments Acamposat in Kombination mit einer integrativen Verhaltenstherapie die Rückfallquote senken kann.

Die Patienten werden dazu auf drei Gruppen verteilt: Die erste wird mit dem Medikament und regelmäßigen Visitingesprächen mit dem Arzt behandelt, die zweite erhält eine Integrative Verhaltenstherapie und Acamposat und die dritte die Therapie und ein Placebo.

Acamposat ist ein seit vielen Jahren erprobtes Medikament, das das Verlangen nach Alkohol mindern kann. Die Integrative Verhaltenstherapie wurde von Dr. Wilhelm Burtscheid, dem Leiter der Abteilung für Suchterkrankungen, entwickelt. Diese Therapieform verbindet kognitive und übende Therapieansätze, d. h. die Patienten sollen erstens Gefühle und Gedanken, die häufig zu Alkoholkonsum führen, herausarbeiten, besprechen und verändern. Daneben werden soziale Fertigkeiten erlernt. Einmal wöchentlich



treffen sich Gruppen von vier bis sechs Patienten zu einer 100-minütigen Sitzung. Dabei werden z. B. Kommunikationstechniken erlernt, „denn wenn es hier mangelnde Kompetenzen gibt, können das Rückfallgründe sein“, erklärt Dr. Eva Kilgus das Konzept. Daneben lernen die Patienten auch, ein soziales Netz (wieder) aufzubauen oder trainieren die Affektwahrnehmung und Problemlösungsstrategien.

Seit Juni 2003 läuft das auf fünf Jahre angelegte Projekt, für das noch weitere Patienten gesucht werden. V. M.

Interessenten können sich unter 0211-922-3655 oder -3656 melden.

Nutzen Sie die Fortschritte der Medizin für Ihre Gesundheit

Beispielsweise mit unserem Zusatz-**„Paket“**. Das empfehle ich Ihnen, wenn Sie die Leistungslücken Ihrer

„Gesetzlichen“ bei

- Zahnersatz
- Inlays
- Heilpraktikerbehandlung
- Sehhilfen
- Auslandsbehandlung/Rücktransport schließen wollen

Ingo Herchenhan

Generalvertretung

Allianz Private Krankenversicherungs-AG

Oberheider Str. 31

40599 Düsseldorf

Tel. 0211-343091

Fax 0211-7487502

ingo.herchenhan@allianz.de



Schrittmacher für Thorax und Wirbelsäule

Rippen aus Titan deutschlandweit erstmalig am UKD eingesetzt



Prof. Dr. Rüdiger Krauspe zeigt die Wirkungsweise der neuen Therapie; rechts zusammen mit dem Erfinder, Prof. Robert Campbell. Fotos: Vera Schankath

VON VERA SCHANKATH

Aus den USA kommt eine neue Operationsmethode zur Korrektur von Brustkorb- und Wirbelsäulen-Deformitäten bei Kleinkindern und Kindern. Prof. Dr. Rüdiger Krauspe, Direktor der Orthopädischen Klinik, hat das Verfahren erstmals in Deutschland zum Einsatz gebracht und den ersten kleinen Patienten damit optimale Wachstumsbedingungen geschenkt.

Eine angeborene Skoliose - eine Verkrümmung der Wirbelsäule oder ein verwachsender Brustkorb - gehört zu den wenigen orthopädischen Krankheiten, die zum Tode führen können. Ein Beispiel: Babys mit Jeune-Syndrom, einem instabilen Thorax, holen mehr als doppelt so häufig Luft, wie ihre gesunden Altersgenossen. Die kranken Kinder verbrauchen all ihre Energie für die Atmung. In schlimmen Fällen sterben sie an dieser Funktionsstörung.

Fehlbildungen bei Kindern und Kleinkindern bilden längst einen Arbeits- und Forschungsschwerpunkt der Düsseldorfer Mediziner. „Hier muss fächerübergreifend zusammen gearbeitet werden“, so Krauspe. Der Orthopäde betont die

enge Kooperation mit dem Zentrum für Radiologie unter Direktor Prof. Dr. Ulrich Mödder und der Klinik für Kinderkardiologie und Pneumologie unter Direktor Prof. Dr. Klaus G. Schmidt.

VEPTR (vertical expandable prosthetic titanium rip) : so die Bezeichnung für die neuen Titan-Rippen, als deren Vater Prof. Robert Campbell aus San Antonio gilt. Worin liegt die Neuerung? Die Titanstäbe werden zum einen zur Erweiterung des Brustkorbes eingesetzt; zum anderen kann damit eine Wirbelsäulenkorrektur zwischen Brustkorb und Wirbelsäule erzielt werden. Bei der Operation wird das Schulterblatt kurzzeitig vom Brustkorb abgehoben, der Eingriff ist sehr komplex und aufwändig. Dann aber greift der entscheidende Vorteil: Die Titanstäbe sind - vergleichbar mit Autoantennen - ausziehbar. Dadurch sind sie in der Lage, das kindliche Wachstum zu begleiten. Über kleine operative Zugänge, die circa zwei Mal im Jahr vorgenommen werden, wird die vertikal verlaufende Titanrippe der Knochenentwicklung und dem Wachstum angepasst. VEPTR ist bis zu 220mm lang und bis zu achtzig Prozent ausziehbar. Bereits wenige Wochen nach dem ersten Eingriff, wenn der Wund-

schmerz vorüber ist, erfahren die Kinder eine deutliche Besserung. Sind die Patienten ausgewachsen, können die Titanstifte bei gegebener Stabilität entfernt werden oder - möchte man keinen weiteren Eingriff - auch im Körper bleiben.

Bereits seit zehn Jahren werden in den USA in geschlossenen Studien mit dem Einsatz von Kunstrippen aus Titan Fehlbildungen während des Wachstums korrigiert. In Deutschland wurden inzwischen sechs Kinder operiert, in den Unikliniken Düsseldorf und Hamburg. Ein ganzes Spektrum angeborener Erkrankungen lässt sich durch VEPTRs behandeln. Bisher ist die Kostenübernahme durch die Krankenkassen jedoch noch nicht gegeben, sie liegen allein für die Implantate bei 15.000 Euro pro Operation. Krauspe setzt sich dafür ein, dass die Kosten bald erstattet werden, denn VEPTR sei „wie ein neues Gelenk oder sagen wir ‚ein Schrittmacher für Wachstum und Entwicklung von Thorax und Wirbelsäule.“

Informationen:

**Prof. Dr. Rüdiger Krauspe,
Orthopädische Universitätsklinik,
Tel. 0211-81-17960**

Die Kamera zuhause, der Arzt in der Klinik

Ambulante videometrische Parkinson-Therapie erfolgreich

VON ROLF WILLHARDT

Etwa einer von 100 Menschen über 60 Jahren leidet an der Parkinson-Krankheit, der so genannten Schüttellähmung. Fernsehbilder von Papst Johannes Paul II. und Boxer-Legende Mohammed Ali haben die Folgen dieser Krankheit öffentlich werden lassen. Eine neue Therapie verspricht, eine Alternative zum bisher üblichen Klinikaufenthalt zu werden.



Prof. Dr. Alfons Schnitzler leitet die Parkinson-Ambulanz. Foto: Rolf Willhardt

Im fortgeschrittenen Stadium fordert die medikamentöse Einstellung dieser Patienten viel Zeit und war bislang nur stationär möglich. Das heißt: Patienten müssen für mindestens drei Wochen ins Krankenhaus. Das ist zeitaufwändig und teuer, ein Tag in der Klinik kostet immerhin 500 Euro. Dabei kommt es häufig zu einer unbefriedigenden Medikation und zu erhöhten Nebenwirkungen.

Sieben Krankenhäusern in Deutschland – darunter als einzige Hochschuleinrichtung die Neurologische Klinik der Universität Düsseldorf – erproben nun im Auftrag der Ersatzkassen ein neues Konzept: die „ambulante videometrische Parkinsonbehandlung“. Ein Verfahren speziell für Patienten, bei denen die Krankheit mit allen Anzeichen dieser Schüttellähmung schon fortgeschritten ist.

Ursula M. leidet schon länger an Parkinson. „Ich habe mich immer geärgert, wenn ich zu meinem Neurologen kam. Um 10 Uhr, da war ich ‚fit wie ein Turnschuh‘, und der Arzt sagt: ‚Ja, Sie gehen wieder super!, Sie sehen toll aus, es hat sich also nicht verschlechtert! Ich sage dann: ‚Gucken Sie mich um sechs Uhr morgens an, dann werden Sie auch anders drüber reden.‘“

Wie Ursula M. geht es vielen Parkinson-Patienten. Über weite Strecken des Tages wirken die Medikamente: Die Symptome der Krankheit, die zitternden Hände, der vornüber gebeugte Körper, die Steifigkeit der Muskulatur und die unsicheren Trip-

pelschritte, sie scheinen gebannt.

Aber: „Die Beschwerden sind eigentlich abends, nachts und morgens: Die Steifheit fängt an, man kann sich nicht mehr im Bett umdrehen, die Muskulatur erschläft. Man bleibt einfach ‚kleben!‘. Und diese morgendlichen Schübe, oder nachts auch, die müssen natürlich in den Griff zu bekommen sein“, so die Patientin.

Mit einer medikamentösen Einstellung, die zeitlich sehr genau auf diese Schwankungen in der Beweglichkeit eingeht. Doch anstatt dafür, wie bisher, drei Wochen ins Krankenhaus zu gehen, nimmt Ursula M. an dem Pilotprojekt der „ambulanten videometrischen Parkinsonbehandlung“ teil. Und die findet 30 Tage lang bei ihr zu Hause statt.

Dafür steht in einer Ecke ihres Wohnzimmers ein spezielles Videogerät mit Lautsprechern, daneben ein kleiner Scheinwerfer mit eingebauter Kamera, alles über eine Telefon-Leitung direkt mit der Düsseldorfer Universitätsklinik verbunden. Dort hat Ursula M. auch die Bedienung dieser Anlage geübt.

Das Verschicken der Videoaufnahme in die Klinik erledigt sich vollautomatisch, vier bis sechs Mal am Tag setzt sich die Patientin vor das eingeschaltete Gerät, aber nie zur gleichen Zeit.

Jede Aufnahme dauert etwa zwei Minuten. Zuerst wird Ursula M. – per voicemail – von dem jeweiligen Arzt begrüßt, der sie von der Düsseldorfer Neurologie

aus betreut. Dann beginnen einige Übungen, die ihm zeigen, wie beweglich seine Patientin ist („Bitte kommen Sie zur Kamera und geben Sie ihrer aktuellen Beweglichkeit eine Schulnote zwischen eins und sechs!“).

20 Sekunden später schaltet sich die Kamera ab. Einmal am Tag wertet der Arzt die Aufnahmen aus: Er beurteilt die Beweglichkeit der Patientin, notiert Fortschritte und aktuelle Nebenwirkungen der Therapie.

Per Telefon oder Fax erhält Ursula M. dann das Ergebnis und auch neue Anweisungen für die Einnahme ihrer Medikamente.

Prof. Dr. Alfons Schnitzler ist Leiter der Parkinson-Ambulanz an der Neurologischen Universitätsklinik (Direktor: Prof. Dr. Hans-Peter Hartung). Er erklärt, warum eine derart intensive Beobachtung von Patienten während einer stationären Behandlung rund um die Uhr nicht möglich ist. „Es ist organisatorisch kaum in den Klinikalltag zu integrieren, dass wir von morgens bis abends beobachten. Wir haben ja nicht nur einen Patienten, und mit jedem sprechen wir ein- bis zweimal am Tag bei der Visite.“

Dann aber haben die Patienten bereits ihre Medikamente bekommen, sie waren mitunter schon zur Gymnastik, sind beweglich, liegen nun im Bett und warten auf die Visite: „Viele Parkinson-Symptome sind abhängig von der emotionalen Anspannung. Und auf der Visite zittert

der Patient ständig. Wenn der Arzt aber nicht mehr da ist, kann es dann vielleicht gar nicht mehr so schlimm sein.“

Andere wiederum sind in dieser Situation völlig entspannt und ausgeruht. Eindrücke, die die medikamentöse Einstellung natürlich mitentscheiden. Genauso wie auch die Dokumentation, die Patienten über ihren Krankheitsverlauf und den mitunter raschen Wechsel der Krankheitssymptome in der Klinik machen sollen. Schnitzler: „Wir geben den Patienten so genannte Skalen, wo sie dann stündlich versuchen, das aufzuschreiben: Wie es war, wieviel Zittern sie hatten, wieviel Überbewegung, wieviel Unterbewegung, usw.“

Eine optimale Dosierung der Medikamente sei unter diesen Bedingungen äußerst schwierig, erklärt Prof. Schnitzler. Weil die Patienten eben für die Klinik medikamentös eingestellt werden und nicht für den Alltag zu Hause, wo sich die Symptomatik, etwa durch die Familie oder das Alleinsein, durch Haus- und Gartenarbeit, oft ganz anders darstellt. Die täglichen sechs Video-Aufnahmen zu Hause und ihre Dokumentation schaffen hier mehr Klarheit und Sicherheit, für den Arzt wie für den Patienten. Die Medikamente können so präziser eingesetzt und auf die Symptome abgestimmt werden. Prof. Schnitzler: „Das System dient nicht der Diagnosestellung, sondern der Therapie. Die Betreuung durch den niedergelassenen und behandelnden Neurologen soll natürlich nicht abgeschafft werden. Aber die Lücke zwischen stationärer und ambulanter Versorgung wird damit enger.“

Ursula M. jedenfalls hat durch die „ambulante videometrische Parkinsontherapie“ aus Düsseldorf schon jetzt ein deutliches Mehr an Lebensqualität.

Informationen:

Prof. Dr. Alfons Schnitzler, Neurologische Universitätsklinik, Tel. 0211-81-17880,
e-mail: schnitza@uni-duesseldorf.de
www.neurologie.uni-duesseldorf.de/parkinson/index.html

Telefonservice „Krebsbehandlung“

Seit März steht am Universitätsklinikum Düsseldorf (UKD) an jedem Werktag von 10 bis 14 Uhr unter der Telefonnummer (0211)-810-4444 der Telefonservice „Krebsbehandlung in der Uniklinik“ zur Verfügung.

Patienten, die sich zur Diagnostik oder Behandlung von Tumorleiden oder zur Einholung einer „zweiten Meinung“ in der Uniklinik vorstellen möchten, werden von dort an die zuständige Fachabteilung weitervermittelt.

Dieser Lotsenfunktion bedarf es, weil Patienten mit Tumorerkrankungen nicht

nur in einer einzigen onkologischen Schwerpunkt-klinik, sondern in unterschiedlichen Fachkliniken des UKD betreut werden. Dabei arbeiten die Ärzte des Klinikums interdisziplinär zusammen, um mit Hilfe moderner Untersuchungsverfahren die Diagnose zu stellen und in Tumor-Konferenzen ein maßgeschneidertes Behandlungskonzept zu entwickeln. Neben den traditionellen Säulen der Tumorbehandlung wie Operation, Strahlentherapie und Chemotherapie, stehen neue immunologische und molekulare Therapieverfahren zur Verfügung.

Leistungsbilanz LIONS-Hornhautbank

VON NADINE HAMMESFAHR

Die LIONS Hornhautbank NRW in Düsseldorf konservierte im Jahr 2003 insgesamt 804 Transplantate.

Allein in Deutschland warten pro Jahr Tausende von Menschen auf Ersatz für ihre erkrankte Hornhaut (lat.: cornea). Hier wird die wichtige Funktion von Hornhautbanken deutlich, die eine Schlüsselrolle in der Beschaffung des Spendermaterials haben.

Die Transplantation der Cornea ist die erfolgreichste Organübertragung weltweit. Ihre Erfolgsrate beträgt im Normalfall, d. h. wenn keine Entzündungen vorliegen, über 90 Prozent.

Die Übertragung der Hornhaut stellt eine Routineoperation dar. Mit einem Rundmesser, dem so genannten Trepan, wird die erkrankte Cornea ausgestanzt. In die entstandene Lücke näht der Operateur die gesunde Hornhaut ein. Ein Mikroskop mit entsprechender Vergrößerung sichert den erfolgreichen Ablauf der Transplantation. Das Nahtmaterial, das die neue Hornhaut festhält, ist heute sehr dünn. Ein routinierter Arzt benötigt für die Transplantation 30 Minuten.

Im Jahr 2003 wurden in der LIONS Hornhautbank NRW (Universitätsaugenklinik, Direktor: Prof. Dr. med. R. Sundma-

cher) insgesamt 804 Transplantate begutachtet und konserviert. Dies bedeutet gegenüber dem Vorjahr einen Rückgang von 712 Transplantaten. Der Hauptgrund hierfür ist die gesunkene Anzahl „in Pflege genommener“ niederländischer Hornhäute, weil die größte niederländische Hornhautbank Amsterdam ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hat. Leider sind darüber hinaus auch die Zahlen bewährter Spenderquellen wie dem Institut für Rechtsmedizin sowie den Pflegestationen der Heinrich-Heine-Universität leicht rückläufig. Positiv zu vermerken ist, dass das Evangelische Krankenhaus Düsseldorf nun mit allen Abteilungen und die Kaiserswerther Diakonie als neue Spenderquellen der LIONS Hornhautbank NRW zur Verfügung stehen.

Im Jahr 2003 konnten von 804 konservierten Hornhäuten 431 für Transplantationen zur Verfügung gestellt werden. 268 erhielt die Augenklinik der Heinrich-Heine-Universität, 163 gingen an andere Kliniken in Nordrhein-Westfalen, in der Bundesrepublik Deutschland und den Niederlanden.

Erfreulich ist die Tatsache, dass der Anteil der Transplantate, die für eine Übertragung nicht geeignet sind, im Jahr 2003 wieder deutlich abgenommen hat (332 Transplantate) und nun bei 43 Prozent (2002: 46,1 %) liegt.

Weitere Information: Dr. Helga Spelsberg, Leiterin der LIONS Hornhautbank NRW, Tel. 0211-81-18795, e-mail: spelsberg@uni-duesseldorf.de



Können wir unsere Muttersprache verlieren?

„Code-Switching“: ein Forschungsprojekt der Soziolinguistik

VON ROLF WILLHARDT

Das Phänomen ist mittlerweile Alltag. Jugendliche sitzen in Bus oder Bahn, stehen an der Haltestelle, auf dem Schulhof, in der Disko zusammen. Sie sprechen Arabisch, Türkisch, Griechisch. Und plötzlich ein paar Wörter Deutsch. Was ist nun „ihre Sprache“?

Muttersprache ist die Sprache, die man von der Mutter gelernt hat. Und die vergisst und verlernt man nie, komme was wolle. Ein Verdikt, das in den 50er Jahren selbst der legendäre amerikanische Linguist Noam Chomsky mit seinen Forschungen zu bestätigen schien.

Mit Folgen: Wenn jemand z. B. nach langen Jahren im angelsächsischen Ausland seine Familie in Deutschland besuchte und im Gespräch stockte, nach den richtigen Wörtern suchte, oder hin und wieder englische Begriffe benutzte, der galt auch hierzulande als arrogant - oder dumm. Die Muttersprache vergisst man nie, - ein linguistisches Grundgesetz.

Aber was passiert, wenn jemand mehrere Sprachen spricht? Am Arbeitsplatz oder in der Schule die neue Sprache - zu Hause, in der Familie, die „Sprache der Mutter“? Und dann plötzlich deutsche Wörter, Halbsätze, in die „Muttersprache“ einfließen?

Ist dieses Mischmasch nun eine neue verbale Kommunikationsform? Weil die Kids keine Sprache mehr „richtig“ können? Sprachwissenschaftler nennen dieses Phänomen „Code-Switching“.

„Es ist sehr, sehr wichtig, eine Muttersprache zu haben. Denn jeder Mensch muss wissen, wo er herkommt und wo er hingehört. Normalerweise ist meine Muttersprache mit meiner Kindheit, mit meiner Familie, mit meiner Heimat verbunden.“ „Muttersprache“ habe eben sehr viel mit Identität zu tun, betont Su-

san Dostert immer wieder. Sie ist gebürtige Engländerin; seit über 20 Jahren lebt sie aber im Rheinland und arbeitet als Linguistin im Bereich „Englische Sprachwissenschaften“ bei Prof. Dr. Dieter Stein. Ihr Forschungs-Schwerpunkt: „Spracherwerb und Sprachverlust“. Ein Phänomen, das Susan Dostert selbst betrifft: Sie spricht fließend Deutsch, sehr gut Französisch - doch im Englischen, in ihrer Muttersprache, ist sie nicht mehr so ganz fit, wie sie zugibt. Oft muss sie mitten im Gespräch nach wichtigen Begriffen suchen und auch typische Redewendungen sind ihr nicht immer so präsent.

„Ich habe gewisse Hemmungen zu sagen, Englisch sei meine Muttersprache. Normalerweise, wenn man versucht, mich wirklich festzunageln, sage ich: Ich bin eine ehemalige Muttersprachlerin des Englischen und hätte demnach eigentlich heute keine richtige Muttersprache mehr.“

Aber vielleicht zwei. Denn die „Muttersprache“ ist für Linguisten längst nicht mehr nur „die Sprache der Mutter“. Seit



Sevda Yazar macht eine Ausbildung in der Düsseldorfer Universitätsverwaltung. Sie ist Deutsche, ihre Eltern stammen aus der Türkei. „Code-Switching“ gehört auch bei ihr zum Alltag. Foto: Rolf Willhardt

etwa 20 Jahren findet hier ein Umdenken statt: Muttersprache, so die neue Definition, ist die Sprache, die jemand am besten und ohne große Anstrengungen spricht. Und die wiederum kann mit der zuerst gelernten „Sprache der Mutter“ im Kopf durchaus konkurrieren.

Susan Dostert: „Es ist ja nicht so, dass man in einem Vakuum die Muttersprache quasi verliert, sondern es gibt da andere Sprachen, in meinem Beispiel sehr intensiv das Deutsche. Man hat so das Gefühl, das verdeckt dann ein bisschen das Englische. Es wird blasser, man muss sich regelrecht durch das Deutsche kämpfen, um an das Englische heranzukommen.“

Naturgemäß passiert es dann, dass ein Mischmasch entsteht. Jeder, der mehrsprachig lebt und auf jemanden mit gleicher Spach-Biographie trifft, kennt dieses Phänomen.

So auch die 19jährige Sevda Yasar, Auszubildende in der Düsseldorfer Universitätsverwaltung. Sie ist Deutsche, ihre Eltern stammen aus der Türkei. Unterhält sie sich mit ihrer Freundin, dann haben beide Deutsch als Basissprache, mit einigen türkischen Wörtern dazwischen, die ihre Freundin mittlerweile kennt. Grammatik und Satzstellung orientieren sich aber konsequent an der Basissprache. Sie sprechen also kein „falsches“ Deutsch. Unterhält sich Sevda Yasar mit ihrer Mutter, dann haben beide Türkisch als Basissprache. „Das macht man total unbewusst, dass man beide Sprachen zusammen spricht“, erzählt sie. „Ich sage zum Beispiel: ‚Mittwochs ist der Unterricht‘ - ‚Mittwochsleri Unterricht var‘. Ich denke nicht: ‚Habe ich jetzt deutsch geredet?‘ Ich denke die ganze Zeit türkisch. Man steckt das deutsche Wort einfach unbewusst mit rein.“

Warum? Weil die Wörter ‚Mittwochs‘ und ‚Unterricht‘ einfach schneller da waren im Kopf - aber nicht, weil sie von anderen, etwa in der Straßenbahn, nicht

Zusammen mit ihrer niederländischen Kollegin Dr. Monika Schmied von der Freien Universität Amsterdam arbeitet Susan Dostert an einem soziolinguistischen Forschungsprojekt zum Code-Switching.

Gesucht werden noch Testpersonen. Voraussetzungen: „native speaker“ von britischem Englisch; seit mindestens zehn Jahren in Deutschland; mindestens 16 Jahre alt beim Wegzug aus England; monolingual aufgewachsen, d.h. beide Elternteile sind auch „native speaker“. Die Probanden sollen einen Fragebogen ausfüllen und später bei verschiedenen „Sprachspielen“ mitmachen, die etwa zweieinhalb Stunden dauern. Kontakt: Susan Dostert, Anglistik 3, Tel. 0211-81-13774, e-mail: dostert@phil-fak.uni-duesseldorf.de

verstanden werden wollen. „Das geht auch meiner Mutter so. Sie sagt zum Beispiel: ‚Cok Lustigsin‘, das heißt ‚Du bist sehr lustig!‘“

Für dieses Code-Switching gibt es noch mehr Gründe, erklärt Susan Dostert. Zum Beispiel, wenn Jugendliche auf Türkisch über die Schule reden, aber deutsche Begriffe wie „Sport“, „Musik“ oder „Kunst“ nutzen. „Sie haben natürlich Wörter dafür auf Türkisch, benutzen aber die deutschen. Vielleicht einfach, um etwas zu markieren, in dem Fall: Das ist nicht nur Kunst, sondern das ist ‚die‘ Kunst, die in der deutsche Schule stattfindet. Und diese zusätzliche Information gebe ich dann auch dem Hörer.“

Oder aber, es gibt in der Basissprache keinen entsprechenden Begriff. „Gemütlichkeit“ und „Kindergarten“ im Englischen sind bekannte Beispiele. Im Gespräch mit ihrer englischen Freundin nutzt Susan Dostert auch das Wort „Apotheke“. „In England sind Apotheke und Drogerie nicht getrennt. Man hat einen Laden und man hat eine Apotheken-Theke innerhalb der Drogerie. Und wenn ich dieses Wort benutze, wenn ich ‚chemist's‘ sage, dann ist nicht klar, welches von beiden ich meine. Wenn ich es aber ganz eindeutig machen will, ist es viel einfacher, das Wort ‚Apotheke‘ zu benutzen, als einen ganzen Satz im Englischen zu konstruieren.“

Code-Switching ist also kein Kauderwelsch – und es ist nicht nur eine elegante Notlösung, wenn jemandem ein Wort in seiner Muttersprache fehlt. Ob und wie sich die Sprache eines Landes – mit all ihren Regeln – dadurch langfristig ändern kann, wird sich zeigen.

Eine regelrechte Sprachverwirrung erleben nur all jene, die in vielen Sprachen „zu Hause“ sind, erzählt Susan Dostert. Dann kann es auch ihr schon mal passieren, dass sie eine „falsche“ Sprache spricht.

„Ich rede zum Beispiel englisch-deutsch-französisch gemischt mit Leu-

ten, die diese Sprachen entsprechend können. Ich wende mich dann plötzlich dem Franzosen zu und rede deutsch mit ihm. Und merke es erst einmal gar nicht. Höchstens am Gesichtsausdruck meines Zuhörers, dass ich etwas falsch gemacht habe und fange gleich an zu überlegen, ‚was sage ich gerade?‘ Und dann erst wird einem klar, was man für eine Sprache spricht. Also, es ist oft eine völlig unbewusste Geschichte, wenn man mehrere Sprachen wirklich gut kann, dass man nicht immer bewusst merkt, welche Sprache ich gerade benutze.“

Aus interdisziplinärer Forschung entsteht eine neue Fachzeitschrift

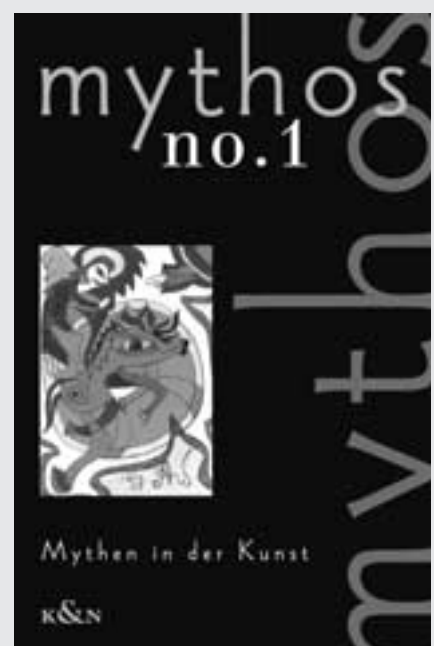
VERA SCHANKATH

„Mythos, Ideologie und Methoden“, so der Studien- und Forschungsschwerpunkt, den Prof. Dr. Peter Tepe in der Neueren Literaturwissenschaft (Lehrstuhl: Prof. Dr. Henriette Herwig) in Düsseldorf aufgebaut hat. Dem fächerübergreifenden Arbeitsgebiet bietet Herausgeber Tepe in seiner neu entwickelten Zeitschrift „mythos“ ein integratives Dach.

Mythos“ steht in der Tradition des von 1993 bis 2002 in Düsseldorf erschienenen Periodikums „Mythologica. Düsseldorfer Jahrbuch für interdisziplinäre Mythosforschung.“ Neu sind mit „mythos no. 1“ aber nicht nur Titel und Verlag: Ein größerer Rezensionsteil sowie die stärkere Berücksichtigung auswärtiger Beiträge sind Ziele des Herausgebers. „Die Thematik hat unglaublich viele Facetten“, berichtet Tepe. Mythosforschung sei relevant für so viele Fächer und Disziplinen, dass das Fachmagazin zu jeder Ausgabe sein erstes Kapitel unter einen wechselnden thematischen Schwerpunkt setze. „mythos no. 1“ startete im April 2004 und legt den variablen Fokus auf „Mythen in der Kunst“, die zweite Ausgabe wird sich auf „Politische Mythen“ konzentrieren.

Bereits der klassische Kern der Beschäftigung mit Mythologie sei interdisziplinär, ein aktueller Bezug im Mythosverständnis erst recht: In Heft 1 gibt es – neben sechzehn weiteren Aufsätzen – Beiträge wie „Pop Art und Mythos“ (Lars Breuer), „Sport im Mythos“ (Armin Ader) oder „Mythos Rote Armee Fraktion“ (Anita Blasberg).

Das Magazin erscheint im Verlag Königshausen und Neumann, Würzburg, mit einer Startauflage von 400 Stück, danach gibt es alle achtzehn Monate ein neues Heft, der Preis beträgt 35 Euro.





An einem ganz normalen Spieltag...

Warum welche Sportangebote in den Medien genutzt werden



ZDF „Aktuelles Sportstudio“ am Samstagabend, 12. Mai 2003: die Sportreporter Rolf Töpferwien und Wolf-Dieter Poschmann im Gespräch. Foto: ZDF



In der „Sportschau“ analysieren Moderator Gerhard Delling (links) und Bayern-Manager Uli Hoeneß ein Spiel. Foto: ARD

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Warum reicht es nicht, am Samstagabend die Bundesligaergebnisse zu erfahren, warum guckt man sich die Spielszenen nicht nur einmal in Fernsehen an, sondern hört gerne auch noch die Radioreportage? Und warum wird dann am Montag noch mal alles in der Zeitung nachgelesen? Womöglich auch noch im Fußballmagazin? Das wollte der Medienwissenschaftler (und Fußballfan) Marco Dohle wissen.

Fußball ist in Deutschland das populärste Sportangebot in den Medien. Trotzdem haben sich bislang nur wenige Medienwissenschaftler die Frage gestellt, warum Menschen die Angebote nutzen und welche Bedürfnisse damit befriedigt werden. „Wir wollten untersuchen, was den Reiz ausmacht“, erklärt Marco Dohle vom Lehrstuhl für Medienwissenschaft. Gemeinsam mit Christoph Klimmt von der Hochschule für Musik und Theater in Hannover und Holger Schramm von der Universität Zürich startete Dohle im Sommersemester

2003 das Forschungsprojekt. Zur Hilfe kamen seine Studierenden des Seminars „Mediennutzung“, die rund um den 32. Spieltag der Bundesliga eine Studie aufbauten. Entwickelt wurden zwei Fragebögen; einer sollte am Freitag vor, der andere am Dienstag nach den Spielen ausgefüllt werden. Im ersten Bogen ging es um die Pläne der Fußballzuschauer, gefragt wurde zunächst ganz allgemein, warum sie sich über einen Bundesliga-spieltag informieren. Möchten sie die Spannung und Dramatik der Spiele erleben, lockt der knappe Überblick über alle Spiele oder die ausführliche Information über den Verlauf der einzelnen Treffen, interessieren die neuesten Geschichten jenseits des Sports oder nur die eigene Mannschaft? Suchen die Zuschauer den ästhetischen Genuss oder wollen sie nur mitreden können im Bekanntenkreis? Außerdem wurden konkret die Erwartungen an die einzelnen Angebote in verschiedenen Medien abgefragt, an die Premiere Live-Schaltung ebenso wie an die Radio-Bundesligakonferenz, die Sportschau oder die Tages- und Fachzeitungen.

Am folgenden Dienstag wurde dann gefragt, welche Medien die Fußballinteressierten tatsächlich genutzt hatten und ob das gewählte Medium die Wünsche befriedigt hatte.

„Die theoretische Grundlage unserer Studie ist der Uses and Gratifications-Ansatz“, erklärt Dohle, „nach diesem kann davon ausgegangen werden, dass sich die Rezipienten ihrer Bedürfnisse bewusst sind und rational die Angebote auswählen.“

290 Sportinteressierte nahmen an der Umfrage teil, davon zu achtzig Prozent Männer. Marco Dohle: „Zusammengefasst kann man sagen, dass die Zuschauer zunächst an der Ästhetik, dem schönen Fußball interessiert sind, auf Platz zwei steht die Spannung und drittens der Wunsch, möglichst viel von seiner Lieblingsmannschaft zu sehen.“ Weniger wichtig seien dagegen Klatsch und Tratsch rund um den Fußball gewesen, auch einzelne Moderatoren fänden nicht so starkes Interesse.

Und wie wurden diese Erwartungen befriedigt? „Recht gut“, so Dohle, „man kann sehr klar die Tendenz erkennen,



genau die Sendungen zu sehen oder Zeitungen zu lesen, die die eigenen Bedürfnisse am besten befriedigen.“ Vierzig Prozent der Befragten nutzten gleich drei oder mehr Angebote, „hier findet eine bewusste Auswahl des Medienmenüs statt. Die gute Passung ist bemerkenswert.“

Dohle und seine Kollegen werden die Studie im Mai in New Orleans auf der Konferenz der „International Communication Association“ vorstellen.

Kontakt:

Marco Dohle, Tel. 0211 - 81 - 14068



„Toooooor!“ WDR-Reporter Manni Breukmann gehört zu den populärsten Radiokommentatoren der Bundesliga. Foto: WDR

Business English

Sprachkurse für den Beruf:
 Von English for the Office bis zum Abschluss vor der London Chamber of Commerce. Natürlich bei Berlitz. Erfolgreiches Sprachtraining seit 1878.

Rufen Sie uns einfach an, wir beraten Sie gerne!

10/02

www.berlitz.de

1

Düsseldorf · Hüttenstraße 4 · Tel. 0211 / 37 60 66

So uralt wie die menschliche Zivilisation

Politikwissenschaftler untersucht das Phänomen Korruption

VON ROLF WILLHARDT

Sie war das Schmiermittel, mit dem Konrad Adenauer Bonn statt Frankfurt zur Hauptstadt machte, Franz-Joseph Strauß der Bundeswehr den Starfighter und den Schützenpanzer HS 30 aufzwang. Die Ministerpräsidenten Lothar Späth, Max Streibl und Gerhard Glogowski traten wegen ihr zurück: Korruption.

Korruption ist stinknormal, wie Landendiebstahl, Unterschlagung oder Steuerhinterziehung. Sie stinkt zum Himmel, aber sie lässt ihn nicht einstürzen, weil sie eine ganz normale menschliche Schwäche ist.“ So Prof. Dr. Ulrich von Alemann. Zu den Forschungsschwerpunkten des Düsseldorfer Politikwissenschaftlers gehört seit langem neben Parteien, Verbänden oder Europa auch die Korruption. „Sie ist kein Sittenverfall, Dekadenz oder Vorbote des Untergangs des Abendlandes. Wenn sie das wäre, hätten zu jeder geschichtlichen Epoche und in jeder heutigen Gesellschaft in Ost und West, in Nord und Süd die Endzeitglocken läuten müssen. Korruption ist so uralt wie die menschliche Zivilisation und doch täglich frisch. Korruption ist in der Welt, seit es die Koexistenz von Politik und persönlichen Interessen gibt. Sie ist verwerflich und zu bekämpfen wie andere Verbrechen, aber sie ist eben leider auch allgegenwärtig.“

Im Herbst 2004 wird von Alemann einen Sammelband mit dem Titel „Dimensionen politischer Korruption“ herausbringen. Die Autoren - Politologen, Historiker, Soziologen, Juristen, Ökonomen, Medienwissenschaftler sowie Praktiker von Strafverfolgungsbehörden und Organisationen, die sich der Korruptionsbekämpfung

verschieden haben - trafen sich kürzlich in Düsseldorf zu einem Symposium (Organisation: Prof. von Alemann und das Institut für deutsches und europäisches Parteienrecht und Parteienforschung, PRuF).

Bei der EU-Kommission ist zudem ein Projekt zur Korruptionsforschung beantragt. Ziel: Die unterschiedliche Gesetz-

gebung in der EU zu sichten und Vorschläge für ein koordiniertes Vorgehen zu erarbeiten.

Gibt es eine „Rangskala“ der Korruption in Europa? Was ist dran an Vorurteilen: „Bananenrepublik“ Italien, Vorzeigestaat Finnland? „Das stimmt tatsächlich“, so von Alemann. „Die Finnen stehen in Sachen Korruptionsabstinenz auf



Otto von Bismarck, der „Eiserne Kanzler“, war ein Meister der „grand corruption“. Nicht nur im Umgang mit dem Hochadel, auch mit der Presse.

dem ersten Platz, die Italiener auf dem vorletzten Platz der EU-Staaten - vor Griechenland und natürlich vor den neuen Mitgliedsländern. Weltweit, etwa im Vergleich zu Drittwelt-Staaten wie Haiti, Nigeria oder Bangladesch - den Schlusslichtern weltweit - liegt Italien dagegen im oberen Mittelfeld auf Platz 35. Deutschland befindet sich zur Zeit auf Platz 16 von insgesamt 133 Staaten." Die Organisation „Transparency International“ mit Sitz in Berlin erstellt regelmäßig diese Rangskala.

Nur: Was sind Kriterien für Korruption? Wie ist sie messbar? Überall finden sich andere Definitionen. Ein gezielt in den Führerschein geklemmter Geldschein bei der Fahrzeugkontrolle: Ist das im Lande üblich oder schon Beamtenbestechung? Von Alemann: „Eine international objektive Skala zu entwickeln, das scheint wohl kaum möglich.“ Hilfreicher ist offenbar der „Corruption Perceptions Index (CPI)“, der anzeigt, wie Korruption in der jeweiligen Gesellschaft bzw. dem jeweiligen Staat wahrgenommen wird. Als Quellen dienen u. a. Experteninterviews, Bevölkerungsumfragen und Kriminalstatistiken.

Boomt die Korruption weltweit? Der Politikwissenschaftler: „Das wahre Verbrechen scheut zwar immer das Licht. Aber es ist anders als etwa beim Diebstahl, bei Unterschlagung oder Betrug: Da gibt es einen erkennbar Geschädigten, da wird die Polizei gerufen. Der Fall wird aktenkundig und in Statistiken erfasst. Bei der Korruption sind die Geschädigten meist die öffentliche Hand und die Moral. Und das merkt man nicht so. Erfolgreiche Korruption erfährt niemand. Korruption ist ‚Vertrauenssache‘, weil ein Netzwerk dazu gehört. ‚Mer kenne uns, mer helfe uns‘ - so definierte und verharmloste Konrad Adenauer den rheinischen Klüngel. Und der ist oft ein Euphemismus für Korruption.“

Von Alemann hat das Funktionsschema der „Korruptionslogik“ in folgenden Schritten umrissen: Der Nachfrager (der Korumpierende) will ein knappes Gut (Auftrag, Lizenz, Position usw.), das der Anbieter, der Amtsträger, also der Korumpierte, vergeben kann. Er erhält einen verdeckten Zusatzanreiz (Geld oder geldwerte Leistung) für die Vergabe



Gezielte Korruption, zuerst nur aus Profit, dann aus Menschlichkeit: 1939 folgte Oskar Schindler, Mitglied der NSDAP, Frauenheld und Kriegsgewinnler, den deutschen Truppen ins besetzte Polen, um in den Kriegswirren sein Glück zu machen. In seiner Emaillefabrik beschäftigte er aus Kostengründen nur Juden. Als „seine“ Juden nach Auschwitz deportiert werden sollten, setzte er Leben und Vermögen aufs Spiel, um sie zu retten. Foto: Universal

über den normalen Preis hinaus, verstößt damit gegen öffentlich akzeptierte Normen und schadet so Dritten, Konkurrenten und/oder dem Gemeinwohl. Deshalb findet Korruption versteckt, im Geheimen statt.

Auch in Deutschland hat es zu allen Zeiten und in allen Regionen Korruption gegeben. In bestimmten Phasen war sie jedoch besonders verbreitet, etwa in der Zeit des Schwarzmarktes nach dem Zweiten Weltkrieg, während und unmittelbar nach der deutschen Wiedervereinigung, in der turbulenten, oft chaotischen politischen und wirtschaftlichen Transformation Osteuropas.

Unterschieden wird zwischen der „petty corruption“ der „kleinen Leute“ (dem besagten Geldschein bei der Fahrzeugkontrolle, der Kiste Wein für die Polizeiwache), die oft von keinem Unrechtsbewusstsein getrübt wird.

Und der „grand corruption“, der systemischen Korruption, in die die Gesellschaftsspitzen verwickelt sind: Schmiergeld für den Rüstungsauftrag, Traumreisen für Baugenehmigungen und Lizenzen, Bordellbesuche für genehme Politikerentscheidungen.

Historische Beispiele von „grand corruption“? Als Zusatzanreiz für das Angebot der Kaiserkrone an König Wilhelm von Preußen 1870 erhielt der bayerische

König Ludwig durch Otto von Bismarck fünf Millionen Goldmark aus dem geheimen Welfen-Fond - und zwar transferiert über die Schweiz (!). Geld, mit dem dann der Bayernherrscher u. a. seine Märchenschlösser bauen konnte. Der umtriebige Preußenkanzler spielte indes nicht nur in der Adelsliga der Korruption: Mit einem speziellen „Reptilienfond“ schmierte er gezielt Journalisten für eine positive Berichterstattung über seine Politik.

Aber ist Korruption (lateinisch *corrumpere* = verderben) wirklich auch das absolute „Verderben“ eines Staates? Der totale Niedergang der Sitten? Das Synonym für das Böse in der Politik?

Offenbar gibt es jedoch auch „positive“, „gute“ Korruption, etwa dann, wenn sie für humanitäre Zwecke eingesetzt wird. Beispiel: die Geschichte des deutschen Kaufmanns Oskar Schindler, der im zweiten Weltkrieg in Polen durch gezielte Korruption nationalsozialistischer Machthaber und von Wehrmachtsoffizieren in seinen Fabriken 800 jüdische Männer und 300 jüdische Frauen vor dem sicheren Tod im KZ bewahrte. Steven Spielberg machte daraus 1993 einen Film. „Schindler's List“ wurde ein Weltenerfolg.

Die „Flick-Affäre“, die Turbulenzen um die „Neue Heimat“, die großen Fragezei-

chen um den Verkauf der ostdeutschen Leuna-Werke: Korruption ist Bestandteil der deutsch-deutschen Geschichte. Von Alemann: „Die Privilegien der DDR-Nomenklatura waren im Grunde eine einzige systematische Korruption. Wobei festzuhalten bleibt: Bestechung ist immer illegal, Korruption dagegen immer illegitim, aber nicht immer illegal!“

Die politischen Affären der Ministerpräsidenten Streibl (Bayern), Späth (Baden-Württemberg) und Glogowski (Niedersachsen) mündeten nämlich nicht in Prozessen. Die Politiker genossen Vorteile, die nicht verboten waren, - die jedoch von der Öffentlichkeit verurteilt wurden. „Schließlich ist Korruption der Missbrauch eines öffentlichen Amtes für private Interessen.“

Andererseits: Wenn diese Öffentlichkeit Korruption allgemein als Bestandteil des Staatswesens, des Alltags und des gesellschaftlichen wie politischen Miteinanders akzeptiert, - ist sie dann noch verwerflich?

Von Alemann führt als Beispiel die britischen Parlamente im 17., 18. Jahrhundert an. Der Kauf von Wahlkreisen galt damals als absolut normal und war öf-

fentlich anerkannt. Bis heute spricht man vom „corrupt parliament“ jener Zeit.

Und wie ist die Situation, gerade etwa in Dritte-Welt-Ländern, heute? Beamte halten wie selbstverständlich die Hand auf, ganze Volkswirtschaften funktionieren nach dem Schmiergeldprinzip. Gefeit dagegen ist der Westen und seine Wirtschaft mitnichten. Von Alemann: „Provisionen können leicht zu Schmiergeldern werden. Kickback nennen das die Amerikaner, tangenti die Italiener. Klingt viel netter, aber ist nicht viel moralischer.“

Eine effektive Bekämpfung? Der Düsseldorfer Politikwissenschaftler plädiert dafür, dem Problem mit Nüchternheit, vor allem aber mit Phantasie zu begegnen. Entdämonisierung sei nötig, hysterische Aufregung absolut fehl am Platze. Strafrecht und Organisationsreform müssten gezielt eingesetzt werden, damit keine Netzwerke und Nester von Korruption entstehen, das Vier-Augen-Prinzip bei der Auftragsvergabe sei z. B. strikt einzuhalten.

Dabei habe man fatalerweise erst vor wenigen Jahren erkannt, dass es in Deutschland Korruption auch in der freien Wirtschaft gibt. „Früher glaubte

man, dass sich da nur ein paar schwarze Schafe tummeln. Aber es gibt sie eben auch dort, im Kreis der international agierenden deutschen Industriemultis.“ Immerhin waren „nützliche Aufwendungen“ noch bis 1997 steuerlich absetzbar: eine andere Bezeichnung für Schmiergeld. Erst in den 90er Jahren verschärfte man dann auch das Strafgesetzbuch. Konsequenz in Nordrhein-Westfalen: Nach der Aufdeckung des Kölner „Müll-Skandals“ 2003 wurde eine landeseigene „Task-Force Korruption“ eingerichtet.

Vorläufiges Fazit des Düsseldorfer Politikwissenschaftlers: „Deutschland steht nicht vor dem moralischen Untergang, sondern schließt zu einem normalen Level politischer Korruption auf. Das ist kein Grund zu Fatalismus, sondern Motiv für aktives Bekämpfen von Korruption in Politik, Wirtschaft, Verwaltung und in der Gesellschaft.“

Kontakt:

Prof. Dr. Ulrich von Alemann

Tel. 0211 - 81 - 12399

e-mail: Alemann@uni-duesseldorf.de

Jiddisch-Symposium im Herbst

In der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf wird vom 4. bis 6. Oktober 2004 das VII. Symposium für Jiddische Studien in Deutschland stattfinden. Dieses von den Jiddisch-Lehrstühlen der Universitäten Düsseldorf und Trier veranstaltete im jährlichen Wechsel stattfindende Forum soll Studierenden wie Lehrenden die Möglichkeit geben, ihre Projekte vorzustellen, Ideen auszutauschen und Fragen zur Diskussion zu stellen.

Die Vorträge können auf Deutsch oder Jiddisch gehalten werden, die Redezeit beträgt 20 Minuten. Annahmefrist für die Einsendung von Zusammenfassungen ist der 1. Juni 2004.

Wie üblich wurde auf ein einengendes Rahmenthema verzichtet, um keines der Forschungsfelder der Jiddistik auszugrenzen. Das Symposium ist offen für alle an der Jiddistik Interessierten. Teilnahmegebühren werden nicht erhoben.

Anmeldungen und Informationen:

Prof. Dr. Marion Aptroot, Abteilung für Jiddische Kultur, Sprache und Literatur, Institut für Jüdische Studien; Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; Universitätsstraße 1/ Gebäude 23.03; 40225 Düsseldorf; Fax: 0049-(0)211-81-12027; e-mail: jiddisch@phil-fak.uni-duesseldorf.de



Sie lernten noch Jiddisch in der Schule: Der Bildjournalist Alter Kacyne fotografierte „Eine untergegangene jüdische Welt“, die Aufnahme stammt aus Lublin/Polen 1924.

Foto: Archiv

Business School: „geradezu traumhaft“

Die Agentur AQAS (Agentur für Qualitätssicherung durch Akkreditierung von Studiengängen) hat den Studiengang „General Management“ mit dem Abschluss MBA der Düsseldorf Business School GmbH (DBS) im Auftrag des Akkreditierungsrates für fünf Jahre zugelassen und eine auf den 5. März datierte Urkunde übersandt.

Der Akkreditierung ging eine Begutachtung voraus, die durch Hochschul-lehrer und Praktiker durchgeführt wurde. Der Bewertungsbericht dieser Gruppe ist äußerst positiv ausgefallen. Das gesamte Konzept sei darauf angelegt, eine Verknüpfung von Theorie und Praxis zu leisten; den Studierenden wird ein wohl fundiertes und ausgewogen wirkendes Studienangebot vermittelt; die Studienbedingungen werden als „geradezu traumhaft“ beschrieben; Studienprozess und Studienatmosphäre ermöglichen ein intensives und motivierendes, zielorientiertes Lernen; die DBS mit ihrer Anbindung an Universitätslehre und

-forschung wird für fähig erachtet, einen akademischen Grad zu verleihen, der hohen Ansprüchen genügt.

Letztlich sind die Gutachter einhellig und ohne Einschränkungen zu der Überzeugung gelangt, dass der Studiengang ohne Auflagen akkreditiert werden soll-

te und dass die DBS ein in jeder Hinsicht beeindruckendes Konzept vorgelegt und erfolgreich am Markt eingeführt hat. Der seit langem bestehende Weiterbildungsauftrag von Universitäten werde mit dieser Einrichtung modellhaft realisiert.

K.- P. F.



Die Orangerie von Schloss Benrath. Hier „residiert“ die Business School.

Foto: Rolf Willhardt



THE BUSINESS LAB

www.lsc-dus.de

LIFE SCIENCE CENTER

DÜSSELDORF



Office Building

Technologie- und Gründerzentrum

DER IDEALE STANDORT FÜR IHRE ZUKUNFTPLÄNE IN UNIVERSITÄTSNÄHE!

Attraktive Büro- und Laborflächen im S2-Standard in Düsseldorf am Merowingerplatz

SCHWERPUNKTE

- Bio-/Gentechnologie • Medizintechnik
- Bioinformatik • Biopharmazie
- Nano-/Mikrotechnologien
- Optische Technologien • Neue Materialien

NUTZER

- Gründer • etablierte Firmen
- Forschergruppen • F&E-Institutionen
- Kapitalgeber • Steuerberater
- Branchenverbände

Nehmen Sie Kontakt zu uns auf: Life Science Center Düsseldorf · Dr. Thomas Heck · Merowingerplatz 1a
40225 Düsseldorf · Tel.: +49(0)211-60224610 · mail:heck@lsc-dus.de

„Phosphor? – Hilft immer!“

Polymerforschung ganz nah an der Praxis

VON VERA SCHANKATH
UND VICTORIA MEINSCHÄFER

Was kommt statt Amalgam in den Zahn? Wie kriegen wir Benzol aus dem Benzin? Wie kann man auf organische Lösungsmittel verzichten? Wie kann Energie gespart werden? Antworten auf solche praxisrelevante Fragen sucht das Team von Prof. Dr. Helmut Ritter vom Institut für Organische Chemie und Makromolekulare Chemie, OC II.

Hierbei steht die umweltfreundlichen Polymersynthese im Vordergrund der Forschung. Ein Aspekt von Prof. Ritter und seinem Team basiert auf der Entwicklung hochtemperaturbeständiger Schäume, die zukunftsweisende Materialien darstellen, wie etwa selbstverlöschende Kunststoffe.

Zur Erhöhung der Hitzebeständigkeit wird häufig Phosphor eingebaut - das „hilft immer“. So einfach wie das in den Worten Ritters klingt, ist es aber leider nicht: Phosphorhaltige Polymere zu synthetisieren, scheint nicht so „simple“ zu sein, denn die phosphorhaltigen Monomere, die einzelnen Polymerbausteine, müssen durch aufwändige Synthesemethoden hergestellt werden. Dann können die kleinen Monomereinheiten zu Poly-

Im März fand an der Heinrich-Heine-Universität die Tagung der Fachgruppe Makromolekulare Chemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh) „Fortschritte bei der Synthese und Charakterisierung von Polymeren“ statt: Knapp vierzig Kurzvorträge behandelten Themen rund um die Polymersynthese, auch ein Plenarvortrag aus der Industrie stand auf dem Programm. Die wissenschaftliche Veranstaltung wurde abgerundet durch eine Postershow zum Thema. Dr. Annette Schmidt vom Düsseldorfer Institut für Organische und Makromolekulare Chemie, OCII, konnte einen der begehrten Posterpreise gewinnen.



Prof. Dr. Helmut Ritter im Labor mit der „Mikrowelle“. Foto: Alenka Dimec

meren umgesetzt werden, die wie Perlen an einer Schnur zusammenhängen. Diese „Polymerketten“ pressen die Chemiker dann zu Schäumen, die die geforderten Brandschutzeigenschaften aufweisen.

Insbesondere für die Forschung an Funktionspolymeren steht in Ritters Institut eine so genannte „Mikrowelle“ zur Verfügung. Anders als in der heimischen Küche arbeitet diese mit homogenen Strahlenfeldern, die die Moleküle in Rotation versetzen und ist so in der Lage, Reaktionszeiten bis zu einhundertfach zu verringern. Eine derartige Beschleunigung senkt Kosten ganz immens. „Kunststoffe spielen volkswirtschaftlich eine entscheidende Rolle“, erklärt Ritter. Es ist ganz einfach: „Energie sparen heißt Kosten senken, so werden wir ständig die Materialien weiterentwickeln und

außerdem Beiträge zur Entwicklung umwelt- und gesundheitsfreundlicher Verfahren leisten.“

Brandschutz und Dentaltechnik sind nur zwei Bereiche, an denen die Wissenschaftler des Instituts arbeiten.

Der zweite Lehrstuhl des Instituts für Organische Chemie und Makromolekulare Chemie, OCII, wird von Prof. Dr. Claudia Staudt-Bickel besetzt. Sie beschäftigt sich damit, krebserregende Substanzen aus Kraftstoffen zu entfernen oder mit Optimierungen von Wert- und Werkstoffen im Auftrag der Industrie. „Oft sind es gesetzliche Vorgaben, die das Institut vor neue Aufgaben stellen“, berichtet Prof. Staudt-Bickel. Zum Beispiel, wenn neue Materialien für die Membranen entwickelt werden sollen, dann erfolgt die Arbeit in enger Kooperation mit der Praxis.

Ehrensatorin Dr. Esther Betz wurde 80

Ehrensatorin Dr. Esther Betz, Mitherausgeberin der Düsseldorfer Tageszeitung „Rheinische Post“, feierte am 17. Februar ihren 80sten Geburtstag. Seit 1986 ist sie Vorsitzende der Anton-Betz-Stiftung, die sich für die ideelle und materielle Förderung von Wissenschaft und Forschung einsetzt.

Esther Betz wurde 1924 in Neufechingen geboren. Sie studierte in München Zeitungswissenschaften, Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft und promovierte dort 1953. Seit 1956 ist sie Mitherausgeberin der Rheinischen Post, deren lokale Anbindung sie immer förderte.

1995 wurde Esther Betz mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet (Foto). Die damalige Wissenschaftsministerin Anke Brunn sagte bei der Feier: „Dr. Esther Betz tritt unerschrocken für einen fairen und kritischen Journalismus ein und verfolgt konsequent das Ziel, durch die Berichterstattung aus Nordrhein-Westfalen zur Meinungsbildung der Bürger dieses Landes beizutragen.“

1997 verlieh ihr die Heinrich-Heine-Universität die Ehrensatorwürde. Damit bedankte sich die Universität für ihr großes Engagement als Vorsitzende der Anton-Betz-Stiftung, gerade auch beim Aufbau der Juristischen Fakultät und der Totentanzsammlung. Auch durch die Förderung des Aufbaus eines Computernetzes, mit dem die Ausbildung im Fach Medienwissenschaften verbessert wurde, oder durch großzügige Spenden für die Kinder- und die Frauenklinik machte sich die Anton-Betz-Stiftung und mit ihr ihre Vorsitzende um die Uni-



versität verdient. „Die Verleihung der Würde einer Ehrensatorin soll ein Dank der Universität an eine langjährige, voraussichtende Mäzenatin sein, die auch in der Stadt selbst für die Heinrich-Heine-Universität viel bewegt hat“, hieß es damals in der Begründung der Würdigung.

V. M.

Em. Professor Loogen wurde 85

Em. Prof. Dr. med. Dr. h. c. Franz Loogen feierte am 13. April seinen 85. Geburtstag. Die Entwicklung der modernen Kardiologie in Deutschland ist eng mit seinem Namen verbunden. Loogen, der von 1967 bis zu seiner Emeritierung 1984 Inhaber des Lehrstuhls für Innere Medizin, insbesondere Kardiologie, an den Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf war, hat vorrangig dazu beigetragen, dass die Kardiologie heute als selbständiges Fach in der Inneren Medizin besteht.

Auch als Wissenschaftler mit weit über 350 Originalarbeiten und einem Handbuch der Inneren Medizin erwarb sich Prof. Loogen, 1919 in Baesweiler geboren und seit 1948 in Düsseldorf, einen hervorragenden Ruf.

Nicht weniger verdienstvoll war seine Tätigkeit in deutschen, europäischen und internationalen kardiologischen Gesellschaften. Einen Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn bildete der zum Abschluss seiner Präsidentschaft der European Society for Cardiology ausgerichtete IX. Europäische Kongress für Kardiologie in Düsseldorf 1984, der mit über 12.000 Teilnehmern aus 68 Ländern der größte Kongress dieser Art war.

Für seine Verdienste um die ärztliche Fortbildung wurde Prof. Loogen durch die Verleihung der von-Bergmann-Plakette geehrt. Den allgemeinen Belangen der Ärzteschaft nahm er sich u. a. als Vorstandsmitglied der Kreisstelle Düsseldorf der Ärztekammer NRW von 1974 bis 1981 an. Nebenher war er ehrenamtlich als

Sportarzt der Landeshauptstadt tätig. Besonders engagierte er sich bei der Einrichtung der sportärztlichen Beratungsstelle, die er bis 1965 leitete.

Neben der Medizin ist Prof. Loogen dem Sport immer verbunden geblieben: 1944 als Spieler beim FC Bayern München (mit dem er die süddeutsche Meisterschaft errang), nach seiner Entlassung aus britischer Kriegsgefangenschaft von 1948 bis 1952 als Stürmer bei der Düsseldorfer Fortuna, später als deren Präsident und Vorsitzender des Beirates. 1954 war Loogen Mannschaftsarzt der legendären deutschen Nationalelf, die in Bern mit 3 : 2 gegen Ungarn Weltmeister wurde. 1986 erhielt Prof. Loogen das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse.

R. W.

Ehrenszenator Dr. Glatzel verstorben

Ehrenszenator Dr. jur. Wolfgang Glatzel, eines der ersten Mitglieder der Freundesgesellschaft der Universität und später deren Präsident bis 1987, ist am 29. Januar 2004 verstorben.

Dr. Glatzel, am 2. Juni 1909 in Sulzbach/Oberpfalz geboren, war nach Studium und Promotion zunächst als Rechtsanwalt tätig und trat 1935 als Syndikus bei der Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft ein. Von 1960 bis 1976 bekleidete er das Amt des Vorstandsvorsitzenden und war danach bis 1982 Mitglied des Aufsichtsrates. Daneben stellte Dr. Glatzel seine Kenntnisse und Erfahrungen in verschiedenen Aufsichtsräten, Verbänden und Gremien zur Verfügung.

Er war eines der ersten Mitglieder der

1955 gegründeten Gesellschaft von Freunden und Förderern der Medizinischen Akademie Düsseldorf, der späteren Universität. Zunächst als Schriftführer, dann als Schatzmeister und ab 1973 als Präsident setzte er sich unermüdlich und mit großem Erfolg für die Belange der Universität ein, die ihm schon 1971 die Würde eines Ehrenszenators verlieh. Als er 1987 das Amt des Präsidenten der Freundesgesellschaft aufgab, ernannte ihn diese zum Ehrenpräsidenten. Das Wirken von Ehrenszenator Dr. Glatzel wurde durch zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen gewürdigt. Er war Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern, des Bayerischen Verdienstordens und Komtur des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem. R. W.

Jan-Wellem-Ring für Altrector Kaiser



Altrector Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser (rechts) wurde von Oberbürgermeister Joachim Erwin am 24. März mit dem Jan-Wellem-Ring der Stadt Düsseldorf ausgezeichnet. „Als Rector der Universität Düsseldorf und später auch als Präsident des Wissenschaftszentrums NRW haben Sie in maßgeblicher Weise am Ausbau Düsseldorfs zu einer Stadt der Wissenschaften mitgewirkt,“ begründete OB Erwin die Entscheidung des Rates. Kaiser bedankte sich herzlich für die Ehrung durch die Stadt, „die für mich zur Heimat geworden ist. Damit gehen die Stadt Düsseldorf und ich eine besondere Bindung ein und ich will ihr treu bleiben“, so der Altrector. Er bedankte sich zugleich bei den Düsseldorfer Bürgern, deren Großzügigkeit gegenüber der Universität in der Republik einzigartig sei.

V.M./Foto: Vera Schankath

Dr. Jansen ausgezeichnet

Dr. Andreas Jansen hat den Preis „Beste Dissertation des Jahres 2003“ der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät erhalten. Die Auszeichnung ist mit 2.500 Euro dotiert.

Jansen, 1975 in Duisburg geboren, studierte von 1994 bis 1999 Chemie an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf. Er war in dieser Zeit Stipendiat der Thyssen-Stiftung. Seine Diplomarbeit mit dem Thema „Ab initio Rechnungen zum intermolekularen Potential von Phenol(H₂O)₁“ wurde 1999 „mit Auszeichnung“ benotet. Von 2000 bis 2001 erhielt der Chemiker das Chemiefonds-Stipendium des Verbandes der Chemischen Industrie. 2003 promovierte er am Institut für Physikalische Chemie im Arbeitskreis von PD Dr. Markus Gerhards (Institut Prof. Dr. Karl Kleinermanns). Seine preisgekrönte Dissertation schrieb er zum Thema „Mehrdimensionale, anharmonische Schwingungsanalyse von wasserstoffbrückegebundenen Clustern“. Seit 2002 arbeitet Dr. Jansen als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Physikalische Chemie der Heinrich-Heine Universität.



Dr. Andreas Jansen

Foto: Annette Smieja

Hadding-Forschungspreis



Dr. Roland Reinehr

Foto: Archiv

Dr. med. Roland Reinehr (29) wurde mit dem Ulrich-Hadding-Forschungspreis ausgezeichnet. Der mit 2.000 Euro dotierte Preis wird vom Biologisch-Medizinischen Forschungszentrum (BMFZ) der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf verliehen. Die Auszeichnung ist für exzellente, junge, nicht habilitierte Forscher aus den Arbeitsgruppen der BMFZ-Mitglieder gedacht.

Dr. Reinehr wurde in Köln geboren und studierte von 1994 bis 2001 Medizin an der Heinrich-Heine-Universität. Seine Doktorarbeit schrieb er bei Prof. Dr. Dieter Häussinger (Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie); er erhielt für seine Dissertation den Preis für die Beste Doktorarbeit des Jah-

res 2001 der Medizinischen Fakultät. 2003 wurde er mit dem Hans-Popper-Förderpreis für die beste experimentelle Arbeit mit klinischem Bezug auf dem Gebiet der Hepatologie ausgezeichnet.

Seit 2003 ist Dr. Reinehr Assistenzarzt in der Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie, seit 2004 Projektleiter im SFB 575 „Experimentelle Hepatologie“ (Sprecher: Prof. Häussinger) im Teilprojekt „Osmosensoren und osmoregulierte Signalketten in der Leber“ (Häussinger/Reinehr).

Der Ulrich-Hadding-Forschungspreis wurde im Rahmen des BMFZ-Symposiums „Progress in Tumor Biology“ während der LifeCom verliehen.

R. W.

Basler Securitas
Versicherungen

Wir helfen Ihnen. Mit Sicherheit!

„Sichern Sie Ihre Zukunft und starten Sie jetzt mit unseren speziellen Angeboten für Studenten und junge Erwachsene.“

Zum Beispiel:

- Optimale Versorgung im Krankenhaus für Männer, 21-34 Jahre, monatlich nur 11,59 Euro.
- Bis 25 Jahre halbieren wir den Beitrag Ihrer Privathaftpflichtversicherung.“

Generalagentur

Angenend & Kölln

Harffstraße 190 · 40591 Düsseldorf

Tel. (02 11) 21 11 80 u. 9 08 32 57 · Fax (02 11) 21 11 74 u. 9 08 32 58

Mobil (01 72) 4 23 98 39 und (01 72) 2 34 29 31

E-Mail: Angenend&Koelln@basec.de



Wieder Hort-Stipendien vergeben



Andreas Becker, Bärbel Brouwers, Daniel Kastner, Prorektorin Dr. Hildegard Hammer, em. Prof. Dr. Waldemar Hort, Othmar Kalthoff -Geschäftsführer der Gesellschaft von Freunden und Förderern der HHU - (v.l.n.r.), vorne Dr. Hedwig Hort.
Foto: Annette Smieja

Die „Hedwig und Waldemar Hort-Stipendienstiftung“ hat wiederum Stipendien an Studierende der Heinrich-Heine-Universität vergeben, die im In- und Ausland an anspruchsvollen wissenschaftlichen Projekten arbeiten wollen.

Andreas Becker erhält ein Stipendium, um zwei Monate im Landeshauptarchiv Koblenz und im Archiv der Evan-

gelischen Kirche in Boppard für eine Arbeit zum Thema „Rheinische Kirchengeschichte zwischen 1794 und 1814“ zu recherchieren.

Bärbel Brouwers bekommt ein Stipendium, um ihr einen achtwöchigen Forschungsaufenthalt in Boston (USA) zu ermöglichen. Das Projekt, das sie dort bearbeitet, lautet: „Die ideen- und geistesgeschichtliche Entwicklung in

den Neuenglischen Kolonien und Nachbarkolonien im 18. Jahrhundert“.

Daniel Kastner erhält ein Stipendium für einen dreimonatigen Studienaufenthalt in Breslau, wo er für das Thema „Die Solidarnosc-Bewegung im Raum Breslau zwischen August 1980 und Juli 1983 im Spiegel von Publikationen, Protokollen und Memoiren“ Material sammelt.
O. K.

Alles versichert.

www.provinzial.com

**Ihre Provinzial-
Geschäftsstellen.
Kompakt –
kompetent - konkret.**

Immer da.
Immer nah.

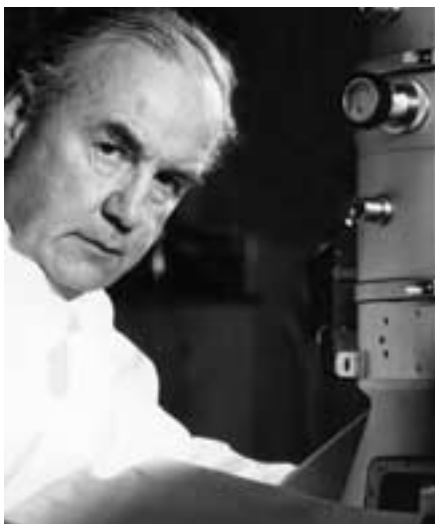
PROVINZIAL
Die Versicherung der Sparkassen

**Akademie der Wissenschaften:
Prof. Dr. Häussinger
neues Mitglied**

Leibniz-Preisträger Prof. Dr. Dieter Häussinger, Direktor der Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie und Sprecher des Sonderforschungsbereichs 575 „Experimentelle Hepatologie“, wurde von der Klasse für Naturwissenschaften und Medizin zum Ordentlichen Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Berliner Institut nach Prof. Ruska benannt

Das Institut für Virologie der Berliner Charité hat den Namen „Helmut Ruska-Haus“ erhalten. Prof. Dr. Georg Philipp Helmut Ruska (1908 bis 1973) war, bevor er 1958 an die damalige Medizinischen Akademie Düsseldorf kam, von 1936 bis 1943 als Internist an der Charité tätig gewesen. Zusammen mit seinem Bruder Ernst, dem Erfinder des Elektronenmikroskops und späteren



Prof. Dr. Helmut Ruska Foto: Archiv

Nobelpreisträgers, gilt Ruska als Pionier der biomedizinischen Forschung und machte Mitte der 30er Jahre erstmals Viren mit dem Elektronenmikroskop sichtbar. In Düsseldorf baute Helmut Ruska das Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie zu einem Zentrum der elektronenmikroskopischen Forschung auf. 1967/68 war er Rektor der Universität Düsseldorf. R. W.

25-jähriges Dienstjubiläum

Hanife Dogan
(Universitätsklinikum) am 10. Juni 2004.

Irene Christina Hollenstein
(Institut für Medizinische Mikrobiologie) am 14. Februar 2004.

Klaus Kelbert
(Institut für Physikalische Chemie I) am 30. März 2004.

Horst Krey
(Universitätsklinikum) am 15. April 2004.

Adrije Memeti
(Universitätsklinikum) am 1. Februar 2004.

Beate Rau
(Institut f. Anorg. Chemie und Strukturchemie I) am 29. Februar 2004.

Nedzvijs Sulejman
(Universitätsklinikum) am 18. März 2004.

Fatma Uenal
(Universitätsklinikum) am 5. März 2004.

Gabriele Vogt
(Universitätsklinikum) am 31. März 2004.

Prof. Dr. Peter Anton Westhoff
(Institut für Entwicklungs- und Molekularbiologie der Pflanzen) am 29. Januar 2004

40-jähriges Dienstjubiläum

Akadem. Oberrat Dr. Klaus-Hinrich Roth
(Germanistisches Seminar V) am 23. März 2004

Apl. Professur Dr. Werner Hummel

(Institut für Molekulare Enzymtechnologie auf dem Gelände des Forschungszentrums Jülich)

Forschungssemester 2004/05

Prof. Dr. Stefan Conrad
(Praktische Informatik)

Prof. Dr. Hans Hecker
(Historisches Seminar)

Prof.'in Dr. Michiko Mae
(Ostasien-Institut/Modernes Japan)

Prof. Dr. Hans Theo Siepe
(Romanisches Seminar III)

Prof. Dr. Klaus Steffen
(Mathematisches Institut)

Prof. Dr. Udo Wendel
(Klinik für Allgemeine Pädiatrie im Zentrum für Kinder- und Jugendmedizin)

Wintersemester 2004/2005

Prof. Dr. Christoph Kann
(Philosophisches Institut)

Prof. Dr. James Kilbury
(Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaften)

Prof. Dr. Johannes Laudage
(Abt. für Mittelalterliche Geschichte)

Prof.'in Dr. Gisela Miller-Kipp
(Abt. für Allgemeine Pädagogik)

Preise

Dr. Nicole Philippi erhielt den 3. NRW-Preis 2003 (Sonderpreis verliehen für wissenschaftliche Verdienste im Sport) für ihre Habilitationsschrift „Mädchen und Frauen im Sport“.

Dr. Annette Schmidt (Institut für Organische und Makromolekulare Chemie) hat auf der GDCh-Fachgruppentagung Makromolekulare Chemie für ihr Poster „Magnetosensitive Polymerhybridsysteme“ einen Posterpreis erhalten.

Prof. Dr. Kristian Witsch (Lehrstuhl für Angewandte Mathematik) und **Dr. Stefan Henn** (Lehrstuhl für Mathematische Optimierung) erhielten anlässlich der Jahrestagung 2003 von SIAM einen Preis für einen der drei besten Artikel in einer SIAM-Zeitschrift der drei letzten Jahre.

Dr. Günther-Wille-Preis

Die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf vergibt aus Mitteln der Dr. Günther-Wille-Stiftung für das Jahr 2004 den Dr. Günther-Wille-Preis.

Durch die Preisvergabe sollen vorrangig Forschungsarbeiten medizinischer Nachwuchswissenschaftler (Altersgrenze 40 Jahre) Anerkennung finden und zugleich gefördert werden. Der Förderpreis ist ausgestattet mit einem Geldbetrag von 5.000 Euro sowie einer Urkunde der Heinrich-Heine-Universität.

Gemäß Stiftungsziel kommen für die Preisbewerbung bevorzugt Arbeiten in Frage aus der experimentellen bzw. klinischen Forschung zu Onkologie, Endokrinologie und Stoffwechsel. Eingereichte Arbeiten sollen möglichst aktuell (z.B. Habilitationsschrift), Publikationen nicht älter als zwei Jahre sein.

Bei der Einreichung von Beiträgen aus Gruppenarbeiten müssen die gewichteten Anteile von Mitautorinnen und Mitautoren nachvollziehbar kenntlich gemacht sein.

Arbeiten für die Preisbewerbung sind in deutscher oder englischer Sprache jeweils in vier Exemplaren einzureichen.

Die Bewerbungen müssen bis spätestens 21. Juni 2004 beim Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, Gebäude 16.11, 40225 Düsseldorf, eingegangen sein.

Düsseldorf Entrepreneurs Foundation

Die von den QIAGEN-Gründern ins Leben gerufene Stiftung zur Förderung von Forschung und wissenschaftlichem Nachwuchs an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf schreibt ab 01. Januar 2005 mehrere Promotionsstellen (Fellows of the Düsseldorf Entrepreneurs Foundation) aus.

Qualitativ herausragende Doktoranden(innen) sollen bis zu zweieinhalb Jahren durch eine Bezahlung nach BATIIa/2 plus 1000 Euro p. a. für Literatur und wissenschaftliche Reisen gefördert werden. In Ausnahmefällen kann von der Bezahlung nach BAT IIa/2 entsprechend geänderten DFG-Richtlinien abgewichen werden. Es ist nicht daran gedacht, Institute von den Kosten für Sachmittel zu entlasten.

Bewerbungen aus allen Fakultäten können in die Förderung einbezogen werden. Sie müssen von den potenziellen Empfängern selbst eingereicht werden, sollen ca. dreiseitige Projektskizzen, Stellungnahmen der betreuenden Dozenten und die einschlägigen Zeugnisse enthalten und sind an die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf e.V. (Ernst-Schneider-Platz 1, 40212 Düsseldorf) zu richten. **Bewerbungsschluss ist der 15. Juni 2004.**

Die Bewerbungen werden durch auswärtige Fachgutachter geprüft, und die in die engere Wahl gekommenen Kandidaten(innen) stellen sich dann persönlich dem Kuratorium der Stiftung vor, das die endgültige Auswahl trifft.

Todesfälle

Simone Budde

(Universitätsklinikum) am 25. Februar 2004 im Alter von 32 Jahren.

PD Dr. Lothar Ridder

(Lehrstuhl Praktische Philosophie) am 31. Januar 2004 im Alter von 50 Jahren.

Impressum

Herausgeber: Pressestelle der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Redaktion: Rolf Willhardt (verantwortlich), Dr. Victoria Meinschäfer

Idee und Konzeption: Bärbel Broer, Planetenstraße 40, 40223 Düsseldorf, Tel. 0211 / 8 54 90 02, Fax 0211 / 319 02 05

Gestaltungskonzept, Layout und Produktion: Wiedemeier & Martin, Wilhelm-Tell-Str. 26, 40219 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 8 54 90 65, Telefax: 8 54 90 69, www.wiedemeier-martin.de

Redaktionelle Mitarbeit: Mohamad Munir Adi, Katharina Beyen, Vittoria Borsò, Andreas Bretz, Paul Esser, Arno Declair, Alenka Dimec, Klaus-Peter Franz, Nadine Hammesfahr, Ursula Hasselkuss, Anja Henseler, Othmar Kalthoff, Jan von Knop, Alfons Labisch, Lothar Matthes, Vera Schankath, Irmgard Siebert, Annette Smieja, Sybille Soboll, Werner Stüber

Auflage: 7.500 Exemplare

Anschrift: Heinrich-Heine-Universität - Pressestelle - Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 81-1 20 22; 1 32 53; 1 24 39; Fax: 81-1 52 79 e-mail: willhardt@verwaltung.uni-duesseldorf.de,

Redaktionsschluss 3/2004: 20. August 2004
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.

Anzeigenverwaltung: Presse-Informationsagentur Reischert, Birkenstraße 30, 40233 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 68 33 13, Fax: 68 33 82

Druck und Verlag: WAZ-Druck GmbH & Co. KG, Theodor-Heuss-Straße 77, 47167 Duisburg, Tel.: 0203 / 99 48 70

Nachdruck der Textbeiträge nur nach Absprache mit der Redaktion.
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.

Titelfoto: SDR

STUDENTEN, ACHTUNG!

5 Gehminuten von der Uni entfernt haben wir in unserer sehr gepflegten Studentenwohnanlage Gut Brückerbach (Max-Born-Str. 26) noch Apartments und 2.-Zi.-Whg. frei: z.B. ab 21 m², KM EUR 193,20 + NK bzw.

2-Zimmer-Wohnung, z.B. 41,50 m², KM EUR 381,80 + NK; Pantry-Küche, Balkon oder Terrasse, teil- oder vollmöbl., Kabel-TV, sofort beziehbar.

Jetzt auch im Internet unter www.gutbrueckerbach.de

MPA Miet- und Pachtagentur GmbH

Herr Schulte

Tel. 02 11 / 75 23 14 (vor Ort)

Herr Claßen

Tel. 0211 / 5 99 73 25 (Büro)

I M F R A G E B O G E N

Prof. Dr. Guido Förster: Betriebswirtschaftslehre



Prof. Dr. Guido Förster

Foto: Rolf Willhardt

Was war Ihr erster Berufswunsch?

Arzt.

Was war das Thema Ihrer ersten Vorlesung?

„Auswirkungen der Unternehmenssteuerreform auf die Rechtsformwahl mittelständischer Unternehmen“

Wann ist ein Professor ein guter Professor?

Wenn er Neuem gegenüber aufgeschlossen ist und Freude an Forschung und Lehre hat.

Welche Tugenden besitzen Sie und welche möchten Sie besitzen?

Ich bin ausgeglichen und zufrieden damit.

Können Sie ein Buch oder einen Beitrag für Studenten empfehlen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben?

Meiner Meinung nach sollten Studierende, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben, vor allem das Gespräch mit Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern suchen, um sie nach ihren Erfahrungen und Eindrücken befragen, denn ein Buch oder Beitrag kann ein solches Gespräch nicht ersetzen.

Haben es Frauen in der Wissenschaft schwerer?

Eine Karriere in der Wissenschaft ist für geeignete Frauen nicht schwerer als eine Karriere in anderen beruflichen Bereichen. Allerdings ist es für Frauen generell nicht leicht, Karriere, Familie und Kinderwunsch miteinander zu vereinbaren, weil es an geeigneten Betreuungsangeboten fehlt.

Welche Fremdsprachen beherrschen Sie?

Englisch.

Prof. Dr. rer. pol. Guido Walter Förster ist neuer Lehrstuhlinhaber für das Fach Betriebswirtschaftslehre insbesondere Betriebswirtschaftliche Steuerlehre.

Förster, geboren 1960 in Hamburg, studierte BWL und Rechtswissenschaften an der Universität zu Köln. Außerdem legte er die Prüfung als Steuerberater ab und wurde 1991 an der RWTH Aachen mit „summa cum laude“ promoviert.

Nach Mitarbeit und Assistenz in Aachen und Köln habilitierte er sich 2000 in Köln. Seit diesem Jahr war er Lehrstuhlinhaber für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Betriebswirtschaftliche Steuerlehre an der Universität Hannover. Prof. Förster ist verheiratet und lebt in Willich.

Welches Buch lesen Sie gerade?

Ich höre ein Hörbuch: Frank Schätzing „Tod und Teufel“.

Was tun Sie in Ihrer Freizeit?

Reisen, Sport und auch mal Garnichtstun.

Was mögen Sie überhaupt nicht essen?

Wirsingkohlsuppe.

Wie würden Sie am liebsten leben?

Ich bin zufrieden damit wie es ist.

Was war Ihr bisher größter Erfolg?

Dass ich in dem Beruf tätig bin, der mir Spaß macht.

Ihr größter Flop?

Schon vergessen.

Welche Zeitung lesen Sie gerne?

Die Zeit.

Welche Fernsehsendung mögen Sie am liebsten?

„AktENZEICHEN XY“, - leider habe ich noch nie jemanden erkannt.

Drei Dinge, die Sie mit Düsseldorf und dem Rheinland verbinden:

Meine Ehefrau, Rheinischen Frohsinn und eine schöne Studienzeit ein wenig rheinaufwärts.

Was sollte Ihnen einmal nachgesagt werden?

Es würde mich freuen, wenn auch meine Studierenden sich gerne an ihre Studienzeit erinnern würden.



QUALITY SUPPORT EDUCATION INNOVATION

Unsere Verpflichtung zur Perfektion – Ihre Sicherheit

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für optimale Behandlungsergebnisse sind wissenschaftlich dokumentierte Produkte höchster Qualität. Unsere enge Zusammenarbeit mit dem Internationalen Team für Implantologie (ITI), unser über Jahrzehnte gewonnenes Know-How und Schweizer Präzision höchster Güte garantieren Ihren Erfolg – verlassen Sie sich auf uns.

Straumann ist ein weltweit führender Anbieter von Lösungen in der dentalen Implantologie und Geweberegeneration.

www.straumann.com